SÜDSEESAGEN UND -LEGENDEN

GEORG MÜLLER VERLAG / MÜNCHEN

B 18.2
D 238

398.2
D238

213488

BOOK 398 2.D238 c.1
DANZEL # SAGEN-UND LEGENDEN DER
SUDSEE-INSULANER

3 9153 00124200 9

Date Due

Demco 293-5

Schriften-Reihe

KULTUREN DER ERDE

MATERIAL ZUR KULTUR-
UND KUNSTGESCHICHTE
ALLER VÖLKER

Abteilung: Textwerke

SAGEN UND LEGENDEN DER SÜDSEE-INSULANER
(POLYNESIEN)

1923

FOLKWANG-VERLAG G. M. B. H.
HAGEN i. W. UND DARMSTADT

SAGEN UND LEGENDEN DER SÜDSEE-INSULANER

(POLYNESIEN)

Herausgegeben von
HEDWIG UND
THEODOR-WILHELM DANZEL

1923

FOLKWANG-VERLAG G. M. B. H.
HAGEN i. W. UND DARMSTADT

DIE AUSFUHR UNSERER BÜCHER INS AUSLAND UNTERSAGEN WIR

UND JEDER KÄUFER EINES BUCHES IN DEUTSCHLAND VERPFLICHTET SICH DURCH DEN ERFOLGTEN ABSCHLUSS DES KAUFES, DAS BUCH NICHT OHNE UNSERE ERLAUBNIS INS AUSLAND WEITER ZU VERKAUFEN. ZUWIDERHANDELNDE MÜSSEN WIR GESETZLICH VERFOLGEN, DA DIE VERLUSTE, DIE FÜR UNS AUS DER DAUERNDEN UNERLAUBTEN AUSFUHR VON BÜCHERN ENTSTEHEN, AUSSERORDENTLICH BEDEUTEND SIND. WIR MÜSSEN JEDEN EINZELNEN, DER DEM VERBOT DES VERKAUFES INS AUSLAND ENTGEGENHANDELT, FÜR DIE GESAMTEN SCHÄDLICHEN FOLGEN VERANTWORTLICH HALTEN. VERKÄUFE INS AUSLAND GENEHMIGEN WIR NUR BEI BEZAHLUNG ENTSPRECHEND DER JEWEILIGEN VALUTA ABZÜGLICH EINER PROVISION FÜR DIE BEMÜHUNGEN DER AUSFUHR.

FOLKWANG-VERLAG.

PRINTED IN GERMANY
COPYRIGHT 1922 BY FOLKWANG-VERLAG, DARMSTADT · HAGEN i.W. · GOTHA
DRUCK VON BALD & KRÜGER, HAGEN i.W.

INHALT

Seite

Geleitwort .. 7
1. Wie Sonne und Mond erschaffen wurden .. 11
2. Die Scheidung von Himmel und Erde .. 11
3. Von Mond, Wolken, Donner und Blitz .. 13
4. Ein wunderbarer Fang .. 14
5. Eine Fischgeschichte .. 14
6. Jagd, die nie endet .. 15
7. Die Lichtsucher .. 16
8. Die Legende von Hau-mapuhia .. 19
9. Der Tanz der Fische .. 21
10. Maui's Fischzug .. 24
11. Maui überlistet den Feuergott .. 25
12. Maui erhöht das Himmelsgewölbe .. 31
13. Maui's Sieg über den Sonnengott Ra .. 32
14. Maui's Besuch in der Unterwelt .. 34
15. Vom Ursprung des Kokosnuß-Baumes .. 35
16. Eine andere Sage vom Kokosnuß-Baum .. 36
17. Wie Vatea die Kunst des Fischens und des Zählens erfand .. 38
18. Rua und Tangaroa .. 38
19. Das Vermächtnis des Maaru .. 40
20. Ein Streifzug in die Unterwelt .. 43
21. Tapairu, die Schöne aus dem Feenlande .. 47
22. Die Geschichte von Rua-Kapana .. 49
23. Abenteuer in der Geisterwelt .. 54
24. Hatupatu und seine Brüder .. 56
25. Die Hexe Kurangaituku .. 59
26. Die Geschichte von Rakahanga .. 60
27. Wie das Ungeheuer Kataore erschlagen wurde .. 62
28. Die Erlebnisse der schönen Ngaroariki .. 63
29. Im Schneesturm der Huia-rau-Berge .. 66
30. Ratas wunderbare Reise .. 68
31. Die Geschichte der schönen Hinemoa .. 73
32. Abenteuerliche Fahrt nach der Heiligen Insel .. 76

GELEITWORT.

Die Mythologie der polynesischen Inselwelt bietet dem Verständnisse mancherlei Schwierigkeit. Der Reichtum an Göttern und Dämonen ist außerordentlich groß; dann ist namentlich in den älteren Quellen von den Forschern manches in eine abstrakte, philosophische Form gebracht oder auch biblischen Überlieferungen angeglichen worden, sodaß dadurch der Inhalt der Sagen mitunter mehr oder weniger gefärbt oder verändert erscheint. Auch sind die einzelnen mythischen Gestalten häufig miteinander verwoben, schwer zu trennen und auf den einzelnen Inselgruppen in mannigfacher Weise abgeändert. Es kann unsere Aufgabe nur sein, die Mythologie in einigen Hauptzügen zu charakterisieren.

Die polynesischen Gottheiten lassen sich zunächst ihrem Wesen nach in drei Gruppen teilen. 1. die großen Götter, welchen die Erschaffung der Welt zugeschrieben wird und welche selbst als unerschaffen oder von einander abstammend gelten. Sie werden in verhältnismäßiger Einheitlichkeit durch den ganzen Inselbereich verehrt, wenn auch mit vielfachen Abwandlungen und Verschiebungen. Diesen Gottheiten steht eine sehr große Zahl niederer Gottheiten, der Elementargeister nach Art der Feen, Riesen, Hexen, Zwerge gegenüber. Eine dritte Gruppe bilden endlich die vergöttlichten Menschen.

Als Hauptgottheit, Weltschöpfer, Gottvater der Polynesier gilt vielfach Tangaloa, auch Taaroa, der in Neuseeland Tangaroa heißt. Die Tahitier und die übrigen Bewohner der Gesellschaftsinseln nannten ihn den größten Gott, der unerschaffen am Anfange aus der alles bedeckenden Urnacht emportauchte und alle Dinge erschuf. Er soll mit seinem Weibe Papa, einem Felsen, alle Götter gezeugt haben, von denen dann Mond, Sterne, Meer, Winde entstanden. Sehr merkwürdig ist eine Sage, nach welcher das Jahr eine Tochter dieses Urelternpaares war, welche dann mit ihrem eigenen Vater die Monate erzeugte. Die Kinder der letzteren sind dann die Tage. Nach einigen Mythen bewohnt der Gott die Sonne oder ist ihr Erschaffer. Nach anderen Sagen hat er die tonganische Inselwelt einst an einer Angel aus dem Meere herausgefischt, gelegentlich heißt es indessen, z.B. in Samoa, daß er das Land vom Himmel herabgeworfen habe. Als Wohnort wird dem Tangaroa häufig auch der höchste Himmel zugewiesen. Vielfach wird er als Vogel, der über den Wassern in göttlicher Erhabenheit schwebt, aufgefaßt; das Ei, das er legte, zerfiel und bildete die zahlreichen Inseln oder gilt als Sonne. Es ging auch die Sage, daß er sich ursprünglich in einer Muschel befunden habe, deren Schale er von Zeit zu Zeit zersprenge, um die Welt zu vergrößern. Auf Neuseeland gilt Tangaroa als einer der Nachkommen von Rangi und Papa (Himmel und Erde). Dieses Paar lag früher so fest aufeinander, daß alles in dichteste Finsternis gehüllt war. Einem der Kinder aber, Tanemahuta, dem Vater der Wälder, gelang es, die beiden zu trennen, dadurch, daß er sich zwischen sie stemmte. Noch heute ragen deshalb seine Beine (die Wälder) zum Himmel empor.

Eine der lebensvollsten Figuren der polynesischen Sagenwelt ist Maui (auch Mahui, Maoi), der vielfach bei den Schöpfungsmythen eine Rolle spielt und mitunter die Stelle Tangaroas einnimmt. Die Tonganer erzählen, daß er die Erde auf dem Rücken trage und die Erdbeben erzeuge; manchmal ist es Maui, der die Erde mit der Angelschnur aus dem Wasser emporhebt. Er gilt auch als derjenige, der zuerst unter allerhand Abenteuern das Feuer geholt hat. Einst gelang es ihm auch, so wird erzählt, die Sonne zu fesseln und dadurch in ihrem Laufe aufzuhalten, um ein begonnenes Bauwerk vor dem Eintritt der Dunkelheit zu vollenden. Maui steht auch als Kulturbringer in großer Achtung: er lehrte die Menschen den Kahn- und Hausbau. So vereinigt die abenteuerumwobene Gestalt des

Maui neben göttlichen auch eine Anzahl menschlicher Züge in sich. Dem Gehalte nach hat man die Mythen, die sich um ihn, der in manchem an Herakles und Simson erinnert, schlingen, als Sonnenmythen bezeichnet. Merkwürdig ist, daß dem Maui kein Tempel und kein Kultus gewidmet wurde und keine Priesterschaft diente.

Eine Gestalt, die gelegentlich im Maui-Mythos eine Rolle spielt, ist Hine-nuite-po, die „große Greisin Nacht", die Mutter der urältesten neuseeländischen Götter. Maui will sie besiegen. Aber als er im Begriffe ist, in das Innere der Göttin hineinzukriechen, macht lautes Gelächter die Göttin aufmerksam, die ihn tötet. Hine-nuite-po ist die Mutter des Oro, den sie dadurch empfing, daß der Schatten des Brotfruchtbaumes auf sie fiel. Mitunter mischen sich in diese Göttin Züge einer Feuer- oder Mondgöttin. Sie ist mitunter sogar als weibliches Prinzip des Tangaroa gedacht worden. In manchen Fassungen ist das Po (Nacht) von der Hina (Ina, Mond) getrennt. Es heißt dann, das Po war am Anfange der Welt, es erzeugte das Licht, das Licht erzeugte das Nichts, dieses die Feuchtigkeit, diese den Himmel, der Himmel mit der Erde den Nebel und zwei weitere Gestalten, die den Menschen das Leben gaben, dann erscheint Po aber auch wieder als eine geheimnisvolle Höhle, in der die unheimlichen Geister der Verstorbenen, sowie die Götter, die mit ihnen zu tun haben, hausen.

Die Polynesier unterschieden bereits einzelne Sternbilder und hatten auch für Planeten Namen: der Morgenstern hieß „Vorläufer des Tages", die Plejaden „kleine Augen"; das Sternbild der Zwillinge gilt auch hier als Geschwisterpaar: Pipiri und Rahua. Rehua tritt uns in Neuseeland als ein allwissender Luftgeist entgegen, der im zehnten Himmel wohnt.

Der Regenbogen gilt vielfach als Weg der Götter. Die Winde sind nach tahitianischer Auffassung im Westen und Osten des Horizontes in Höhlen eingeschlossen. Ein besonderer Windgott kommt vor. Die Milchstraße heißt auf Tahiti: der lange, blaue, wolkenfressende Hai.

Flutsagen finden sich im polynesischen Bereiche zahlreich. Einmal heißt es, Tangaroa stürzte im Zorne die Welt ins Meer, wodurch er die ganze Erde so überschwemmte, daß nur die höchsten Spitzen, die jetzigen Inseln, unbedeckt blieben.

Neben Maui und Tangaroa tritt als eine dritte gleich wichtige Gestalt der bereits genannte Tane oder Tane-mahuta. Er galt als gütiger Gott und Zerstörer bösen Zaubers, sowie als Schutzpatron der Zimmerleute und Holzarbeiter, aber mitunter auch als vulkanische Gestalt, als „donnernder Tane", sowie als ein Wesen, das feurig die Luft durchfliegt und dessen Schweif sich oft im Geäst der Bäume verfängt. Eine weitere Beziehung Tanes ist die zum Meere. Die ursprüngliche Bedeutung Tanes ist vielleicht die eines Windgottes gewesen, worauf deutet, daß er es war, den man um guten Wind anflehte. Da die Seelen als dem Windhauche ähnlich vorgestellt wurden, galt Tane auch als „Herr der Seelen" und eine Art Seelenführer. Wie wir in einer Sage oben erzählten, ist aus dem Windgotte stellenweise ein Gott der Wälder geworden.

Verwandt dem Tane ist der Gott Hikuleo, von dem es heißt, daß sein Land im Westen liege und mit allem Köstlichen und Herrlichen der Welt ausgeschmückt sei, und daß man ihm zahlreiche Opfer, sogar Menschenopfer darbringe. Auch er ist geschwänzt; wenn er sich fortbegab, ließ er seinen Schwanz zu Hause zurück, um Wacht zu halten.

Eine andere Gestalt, die eine gewisse Verwandtschaft mit Tane besitzt, ist der Gott Tairi, der in Hawaii ein Kriegsgott war. Indessen der hauptsächlichste Kriegsgott Neuseelands war Tu, der eine große Rolle spielte. Ihm wurden alle Knaben bei der Geburt geweiht. Gelegentlich gilt das Meer als seine Heimat.

Eine Meeresgottheit ist auch Rua-hatu, der einstmals eine große Flut erzeugte und gleichfalls zum Kriege Beziehung hat. Er wie der vorher besprochene Tu gelten als die übermächtigen Wesen, die einst den Himmel emporgehoben haben.

Eine weitere Hauptgottheit ist Lono, Roo oder Rongo. Als Cook auf Hawaii ankam, hielten ihn die Eingeborenen für diesen Gott, von dem die Sage ging, daß er in alten Zeiten in leidenschaftlicher Aufwallung von Eifersucht sein Weib getötet und die Insel mit der Weissagung verlassen habe, daß er einst aus einer fruchtbaren Insel zurückkehren werde. Er hat verschiedenerlei Bedeutung, er ist Kriegsgott, aber auch Vater der Wolken und Gott des Morgens, des Regens und des Donners. Genannt sei endlich noch der Sonnengott Ra, ein Abkömmling Tangaroas, der insbesondere auf Tahiti verehrt wurde und in Neuseeland „Erheber der Berge" hieß.

Neben diesen genannten hauptsächlichsten Gottheiten gab es eine Menge von dämonischen Wesen, wie menschenfressende Riesen, die auf Tahiti bekannt waren, oder Wesen, die die Täler, Abhänge, Schluchten bevölkerten oder Geister von Bäumen. In Neuseeland fürchtete man haarige Waldmenschen, sowie Drachen, die die Spitzen hoher Berge bewohnten. Auch an Feen oder elbenartige Wesen glaubte man und Albinos galten als Zeugen ihrer Vermischung mit dem Menschengeschlechte. Von Nukahiva sagt ein Bericht, daß dort alle Dinge ihre Götter hätten, der Krieg, der Frieden, aber auch das Tätowieren, der Gesang, der Tanz, der Kahn, das Haus usw. Es gab ferner Götter der Diebe, der Dachdecker, Netzmacher, der lästerlichen Wollust, der dramatischen Kunst und viele andere. Damit hängt es zusammen, daß man peinlich bedacht war, die vielfältigen religiösen Pflichten zu erfüllen und eine Unmenge Zaubersprüche für fast alle Fälle im Leben bereit hatte.

Die Götter wohnen in einem Himmel, der in sieben, auch zehn Himmel geschieden ist. Gelegentlich zerfällt die Welt in drei Reiche, dessen oberstes die seligen Götter, das mittlere die Menschen, das unterste, unterirdische die verworfenen Geister bewohnen. Auch von einem Paradiese auf einem hohen Bergesgipfel nahe dem Meere hören wir. Häufig ist der Aufenthaltsort der Götter mit dem Totenreiche vermischt.

Das Weltall als Ganzes wird (z. B. auf der Insel Mangaia) vielfach als eine ungeheure Kokosnuß betrachtet. Das Innere der Schale wird Avaïki genannt; an der Spitze ist eine Öffnung, die mit der Oberwelt in Verbindung steht, wo die Sterblichen wohnen. In verschiedene Stufen, die miteinander in Zusammenhang sind, gliedert sich das Innere der Nuß. Ihr Ende bildet ein dicker wurzelstockartiger Ausläufer, der sich zu einer Spitze verjüngt, die von einem Geiste bewohnt wird und welche als die „Wurzel alles Seins" bezeichnet wird. Das Innere der Kokosschale ist in seinem unteren Teile so eng, daß der Bewohnerin, der Dämonin Vari-ma-te-takere, sich Kinn und Knie berühren. Diese Gestalt hat besondere Bedeutung, sie löste sich, so heißt es in einer Sage, von ihrer rechten Seite ein Stück ab, aus welchem sich das erste männliche Wesen Vatea bildete, der Vater der Götter und Menschen; er war halb Mensch, halb Fisch. Nach einer anderen Sage sind seine Augen die Sonne und der Mond. Ein andermal löste Vari-ma-te-takere ein zweites Stück von ihrer rechten Seite ab, daraus wurde Tinirau, der Unzählbare, der gleich seinem Bruder eine halb menschliche, halb fischartige Gestalt hatte. Er war Beherrscher der flossentragenden Bewohner der See.

Ein anderes ähnlich erzeugtes Kind war Tumuteanaoa oder „Echo", dessen Heim die „hohlen grauen Felsen" sind. Ein weiteres Kind ist Raka; von dieser Gestalt heißt es, daß sie von Vari-ma-te-takere einen Korb erhielt, in welchem alle Winde verborgen waren, sowie auch die Kenntnisse vieler nützlicher Fertigkeiten. Die Nachkommen Rakas sind die zahlreichen Winde und Stürme, welche die Menschen in Not bringen. Ein weiteres Kind lebt mit der Mutter zusammen in dem stummen Lande, in welchem man sich nur durch Zeichen und Gebärden verständigt.

Dieses sind die wesentlichen Züge der polynesischen Sagenwelt, deren erschöpfende Darstellung ein bändereiches Werk füllen würde. Zum Schlusse möchten wir zum Verständnis der Mythen noch einige kurze Worte anfügen.

Der primitive Mensch sieht die „Wirklichkeit", wie sie sich als Wind, Wolken, Sterne, Meer, Sonne, Mond, Erde usw. darbietet, nicht „sachlich", sondern als Verkörperung von Lebendigem, das er in sie hineinverlegt, indem er sie **beseelt**. Zahlreiche der in den folgenden Sagen erzählten Begebenheiten sind „vermenschlichte" astronomische Geschehnisse, die in ihrer symbolischen Gestalt dem Kenner nicht verborgen bleiben und sich bei genauer Betrachtung als Berichte über Gestirn-auf- und -untergänge usw. offenbaren. Dem wissenschaftlich denkenden Europäer erscheint die zu Grunde liegende Auffassung als Irrtum, Aberglaube, also als eine Selbsttäuschung, die bei dieser „Vorstufe" zu echter wissenschaftlicher Erfassung der Welt sich noch geltend mache. Aber man vergegenwärtige sich, daß eine mythologische, symbolische Darstellung der Welt in den Sagen garnicht in derselben Zielrichtung liegt wie eine wissenschaftliche und mithin nicht eigentlich ein „Vorläufer" der letzteren sein kann. In den Mythen soll nichts „erklärt", sondern ein **Ausdruck** gefunden werden für die Begehrungen, Fürchte, Hasse usw., die den primitiven Menschen erfüllen. Diese finden in den Vorgängen und Gegenständen der Natur: Wind, Wolken, Sterne, Meer, Erde usw. ihr Sinnbild und ihre Entsprechung. So wird nicht scharf getrennt zwischen den Regungen und Vorgängen, die den Menschen erfüllen und den Gegenständen und ihren Vorgängen, die für sich bestehen. Die Gegenstände werden gleichsam zu Trägern von Gefühlsregungen und seelischen Vorgängen, die in sie verlegt werden, wie andererseits die Gefühle und Regungen die Gegenstände als ihre Sinnbilder in sich aufnehmen.

Hamburg-Winterhude, Herbst 1922. DR. THEOD.-WILH. DANZEL.

1. Wie Sonne und Mond erschaffen wurden.

Einst stritten sich Vatea und Tonga-iti um die Vaterschaft zu dem Erstgeborenen von Papa. Jeder erklärte das Kind als sein eigenes. Schließlich kamen sie überein, das Kind in zwei Teile zu teilen. Vatea, der Ehemann von Papa, nahm die obere Hälfte als seinen Anteil. Er drückte sie sogleich zu einem Ball zusammen und schleuderte ihn in die Himmel, wo er zur Sonne wurde.

Tonga-iti hatte – finsteren Gemütes – seinem Anteil erlaubt, noch einen oder zwei Tage auf der Erde zu bleiben. Als er nun Vateas Hälfte in strahlendem Glanze am Himmel erblickte, beschloß er, das Beispiel nachzuahmen. Er preßte seinen Anteil auch zu einem Ball zusammen und warf ihn, als die Sonne gerade in Avaïki (Unterwelt) verweilte, in das dunkle Himmelsgewölbe. Da entstand aus der blutleeren, verwesungsnahen unteren Körperhälfte des Kindes von Papa der blasse, mildleuchtende Mond.

2. Die Scheidung von Himmel und Erde.

Dieses ist eine seltsame Maori-Legende von Rangi-nui-e-te-nua, dem Himmel, und Papa-tu-a-nuku, der Erde.

Einst lebten die beiden in Dunkelheit miteinander und waren sich so zärtlich zugetan, daß sie nicht voneinander geschieden werden konnten. Sie hatten mehrere Kinder, einige davon waren: Tane Mahuta, der Gott des Lichtes; Tawhiri, der Gott der Winde; Tu, der Gott des Krieges; Tangaroa, der Gott der Fische; Rongo Matane, der Gott der Kumara (Süßkartoffel), und Haumia Tikitiki, der Gott des Farnkrautes.

Tu, welcher recht ruchlos war, wollte seine Eltern töten, doch seine Geschwister ließen es nicht zu. Tawhiri aber dachte sich einen Plan aus, seine Eltern zu trennen, und die anderen Geschwister beschlossen, ihm dabei zu helfen. Das war indessen eine sehr schwere Aufgabe, denn Rangi und Papa hingen sehr fest aneinander. Tane Mahuta, als der stärkste, beschloß, seinen Vater nach oben zu stoßen, während die übrigen ihre Mutter unten festhalten sollten. – Als die Kinder ihr Werk begannen, flehte Papatua sehr, sie doch bei ihrem Gatten zu lassen, aber Tane ließ sich nicht erbitten, denn er wollte die Eltern voneinander trennen, damit Licht und

Luft dazwischen kommen und Bäume, Blumen und Sträucher gedeihen könnten. Tane gab seinem Vater einen starken Stoß, aber der trieb ihn nicht sehr hoch, und Rangi blieb in recht unbehaglicher Lage auf den Spitzen der Hügel hängen. Da schleuderte ihn Tane mit einem noch stärkeren Stoß zu der ungeheuren Höhe hinauf, in welcher er seitdem immer verblieb. ~ Herzzerreißend erklang Papatuas Klage um den Gatten, der auf ewig aus ihrer liebenden Umarmung gerissen ward. ~ Tawhiri, der Gott der Winde, stieg hinauf zu seinem Vater, aber die anderen Kinder blieben bei ihrer Mutter.

Als Rangi und Papatua von einander geschieden waren, begannen Bäume, Sträucher und Blumen zu wachsen. Tane, der Gott des Lichtes, liebte seine Mutter sehr und war stets darauf bedacht, sie immer noch schöner zu schmücken. Er versuchte auf alle Weise, sie zu trösten, aber sie war und blieb sehr unglücklich. Und sein Vater blickte so kalt und gramvoll aus seiner großen Höhe herab, daß Tane Furcht bekam, er könne ihn zu hoch geschleudert haben. ~ Papatua weinte sehr, als sie ihn so frieren sah. Darum beschloß Tane, seinem Vater ein wärmendes Gewand zu geben, und er hüllte ihn in ein Rahuikura, d. i. ein heiliges rotes Kleid. Er gab ihm auch die Sterne, damit er sie als Augen gebrauchen und durch sie herab schauen könne auf seine geliebte Papatua; aber sie wollten nicht recht passen zu dem Rot des Kleides, in dem sie ihren schönen Glanz verloren, deshalb bekam Rangi noch ein tiefdunkles Gewand, das ihr hell funkelndes Licht besser hervorhob.

Und Tane gab ihm auch Sonne und Mond, daß sie ihm als Augen dienten, um Papatua zu sehen bei Tag und bei Nacht, und Papatua war sehr zufrieden mit ihrem Sohn Tane. Aber ganz glücklich war sie immer noch nicht. Sie war stets in Furcht, Rangi könne aus seiner großen Höhe herabstürzen. Doch der findige Tane wußte auch hierfür Rat, er schuf die Wolken, daß sie seinen Vater stützen möchten.

Rangi beteuerte Papatua, er könne sie niemals vergessen. Als Zeichen seiner Liebe zu ihr würden seine Tränen (d. i. der Regen) auf sie herabfallen und sie immer schöner machen. In der kalten Zeit würde er in Frost und Schneeschauern nach ihr seufzen, und in der großen Hitze des Sommers würden seine Tränen als Tau auf sie herabtropfen. Sonne und Mond würden seine Augen sein und über ihr wachen bei Tag und bei Nacht. Papatua war getröstet, denn sie fühlte sich von der großen, unwandelbaren Liebe ihres Gatten umgeben, und die zartesten, duftigsten Wolken trugen die Liebesbotschaften von einem zum anderen.

3. Von Mond, Wolken, Donner und Blitz.

Ina war die älteste von vier reizenden Töchtern der blinden Kui. Marama (der Mond), welcher sie aus der Ferne oft bewundert hatte, war so in ihre Schönheit verliebt, daß er eines Nachts von seinem Platze am Himmel herniederstieg, um sie sich zum Weibe zu holen. Die immer fleißige Göttin Ina wurde eine vorbildliche Ehefrau. In klaren Nächten erkennt man im Monde deutlich einen großen Haufen von Blättern, mit denen sie ihren niemals leeren Kochofen bedeckt, und auch die Zungen aus einem gespaltenen Kokosnuß-Zweig, mit welchen sie die feurigen Kohlen ordnen kann, ohne sich zu verbrennen.

Ina ist unermüdlich tätig, die zarten weißen Wolkenschleier für das Himmelsgewölbe zu bereiten. Sobald sie diese, ihre „Tapa" (Baumrindenstoff aus der Rinde des Papiermaulbeerenbaumes) gut geklopft und in die gewünschte Form gebracht hat, spannt sie sie auf dem oberen Teile des blauen Himmelsgewölbes zum Trocknen aus, die Ränder mit großen Steinen belegend, um sie festzuhalten. Ina glättet jede Falte mit eigener Hand und läßt das zarte Gewebe bleichen. – Die großen Steine, die sie für diese Arbeit braucht, kann man ebenfalls deutlich erkennen.

Die Stoffe, die Ina anfertigt, sind unendlich viel größer als alle anderen in der ganzen Welt, deshalb braucht sie auch so ungeheuerlich große Steine dafür. – Wenn ihre Tapa fertig ist, nimmt sie diese Steine auf und wirft sie heftig auf die Seite. Krach, krach, poltern sie gegen die Oberfläche des festen Himmelsgewölbes, und die Sterblichen auf Erden fürchten sich vor dem Getöse, das sie „Donner" nennen.

Manchmal nimmt Schön-Ina auch nur ein paar Steine in ihrer Nähe von der Tapa, sie wirft dieselben zur Seite, steht dann hastig auf und schüttelt alle übrigen Steine mit einem Ruck von dem Tuche. Das gibt dann ein großes Gepolter und und eine heftige Erschütterung, und für die Menschen ist es „ein schrecklicher Donnerschlag".

Inas zarte Gewebe schimmern wie die Sonne so hell, und manchmal, wenn sie ihre vielen Rollen weißester Tapa eiligst zusammenrafft, fahren schnelle Lichtstrahlen als zuckende „Blitze" vom Himmel zur Erde hernieder.

4. Ein wunderbarer Fang.

Vatea, der Vater von Göttern und Menschen, der in jener Gegend von Avaïki wohnt, die das „Dünn-Land" genannt wird, ging eines Tages aus, um in dem tiefen, blauen Ozean zu fischen. Er trug eine große Fischangel mit sich, an welcher er einen Stern als Köder befestigt hatte. Aber trotz dieses glänzenden Köders fing er nichts. Vatea beschloß nun, dem Beispiel seiner Mutter „Vari-ma-te-takere", d. i. die Uranfängliche, zu folgen. Er riß sich ein Stück Fleisch aus einem seiner Schenkel, köderte seinen Angelhaken damit und warf ihn aus ins Meer. Gleich darauf fühlte er, daß er eine Beute habe, aber sie war außerordentlich schwer. Glücklicherweise hatte er seine Angel an einem sehr starken Stricke befestigt. Vatea zog wacker an seiner Leine und freute sich sehr, als er eine große, dunkle, runde Masse langsam an die Oberfläche des Ozeans steigen sah. Es war eine Insel, die später Tongareva genannt wurde, und welche bis dahin an dem Grunde der tiefen blauen See gelegen hatte.

Sehr befriedigt von dieser Großtat, hing Vatea seine große Fischangel in den Wolken auf. Man kann sie noch nachts am Himmelsgewölbe glänzen sehen, es ist der „Schwanz" des Sternbildes „Skorpion", welcher noch heute den Namen trägt: „die große Fischangel von Tongareva".

5. Eine Fischgeschichte.

Vatea, der ältere Bruder von Tinirau, war Herr des Ozeans, während Tinirau, der auf der „Heiligen Insel" seine Heimat hatte, König aller Fische vom Haifisch bis zur kleinsten Elritze war. Vatea, selbst halb Mensch, halb Fisch, wollte seine Mutter, Vari-ma-te-takere, d. i. die Uranfängliche, nachahmen. Er riß sich, wie diese es getan hatte, ein Stück seines eigenen Fleisches heraus und machte daraus den Taairangi (oder Braunfisch), daher kommt es, daß dieser allen anderen Fischen unähnlich geworden ist. Er ist ganz mit Fett bedeckt und von den anderen Meeresbewohnern sehr verschieden.

Als das Meer noch der unbestrittene Besitz Vateas war, wurde es bald bevölkert von einer Unzahl Taairangis, welche sich lustig darin tummelten. Tinirau wurde eifersüchtig auf diesen prächtigen Ozean-Fischteich, weil er einsah, daß seine eigenen

Untertanen in Gefahr waren, vernichtet zu werden in seinen immer mehr eintrocknenden zahlreichen Fischteichen auf der „Heiligen Insel". So fragte er seinen Bruder, ob einige von seinen kleinen Fischen künftig in dem großen Meere leben dürften. Vatea aber wollte das nur unter einer Bedingung zulassen: Tinirau sollte einen Teil seines eigenen Landes hinzutun zu dem Lande Vateas. Unter ungeheuren Schwierigkeiten wurde sein Wunsch erfüllt. Die beiden Götterbrüder mußten unter die „Heilige Insel" tauchen, um ein Stück davon abzubrechen. Als dieses getan war, schickte Tinirau eine große Menge seiner flossentragenden Untertanen in das weite Meer, und alsbald wimmelte es nicht nur von den großen, halbgöttlichen Taairangis, sondern auch von Fischen in allen Arten und Größen.

6. Jagd, die nie endet.

Potikis einzige Kinder waren Zwillinge: das ältere, ein Mädchen, hieß Piri-ere-nua, d. i. Unzertrennliche, das jüngere war ein Knabe. Sie waren einander sehr zugetan, und was die Schwester wünschte, das wollte stets auch der Bruder. Doch Tarakorekore, ihre Mutter, war recht zänkisch. Sie schalt viel mit den Kindern und störte so ihr friedliches Beisammen. – Eines Abends fischte die Mutter am Riff bei Fackelschein. Die Flut kam mitternachts und setzte ihrem Tun ein Ende, doch hatte sie schon einen Korb voll kleiner, härtlicher, roter Fische, die man Kuku nannte, gefangen. Nach ihrer Heimkehr weckte sie, altem Brauche folgend, ihren Gatten und kochte den Fisch. Es wurden davon vier Anteile gemacht und die Eltern verzehrten sogleich, was ihnen zukam. Potiki hätte gern die Kinder an dem warmen und duftenden Mitternachtsmahle teilnehmen lassen und schlug vor, sie zu wecken, Tarakorekore aber wollte es nicht zugeben, doch legte sie die Anteile der Kinder sorgfältig in ihre Eßkörbe.

Piri-ere-nua aber und ihr Bruder waren die ganze Zeit wach gewesen, ohne es merken zu lassen. Sie warteten vergeblich auf den Weckruf der Mutter zu dem leckeren Nachtessen und waren traurig und weinten im Verborgenen lange und bitterlich, während Potiki und Tarakorekore sich's wohl sein ließen. Als nun die Eltern in tiefem Schlafe lagen, bat Piri-ere-nua den Bruder, für immer mit ihr zu entfliehen. Der zögerte erst, doch willigte er schließlich ein. So öffneten die Kinder vorsichtig die Schiebetür des Hauses und machten sich auf den Weg. An einer

hohen Stelle des Uferfelsens setzten sie sich hin; sie weinten wieder heftig und füllten mit ihren Abschiedstränen jedes eine kleine Vertiefung in dem Felsen. Sie blieben aber unerschütterlich bei ihrem Vorhaben, umarmten einander zärtlich und sprangen dann zum Himmel hinauf, wobei sich Piri-ere-nua am Gürtelende ihres Bruders festhielt.

Als der Morgenstern am Himmel erschien, wollte die Mutter ihre Kinder aufrütteln, denn ihre Fisch- und Taro-Mahlzeit wartete auf sie. Aber die Zwillinge waren verschwunden. Ihr Bettchen aus duftendem Heu war kalt und tränenfeucht. Tarakorekore rief hastig den Gatten herbei, und nun ging es eilig auf die Suche. Tränen verrieten den Weg der Kinder und die tränengefüllten kleinen Höhlungen des Felsens den Ort, wo sie zum letzten Male auf Erden ausgeruht hatten. Weitere Spuren waren nicht zu entdecken. In ihrer großen Not und Verwirrung sahen die betrübten und reumütigen Eltern nun zum Himmel hinauf, an dem die Sonne noch nicht aufgegangen war, und wo sie – zu ihrem größten Erstaunen – ihre Kinder in hellem Glanze erblickten. Sie riefen ihnen immer wieder zu, sie möchten doch zu ihnen zurückkehren, aber all ihr Bitten und Flehen war vergebens. – Ohne ihre geliebten Kinder auf Erden zu bleiben, war den bekümmerten Eltern unerträglich, und so folgten sie ihnen nach, geradeswegs in den Himmel hinauf springend. Die Kinder aber hatten den Absprung der Eltern bemerkt und rannten, so schnell sie konnten, durch das azurne Gewölbe. Diese seltsame Jagd ist auch heute noch nicht zu Ende; noch immer haben die Eltern ihre pflichtvergessenen Kinder nicht eingeholt. Alle vier erglänzen als Sterne im Sternbilde des Skorpions hell am nächtlichen Himmel, die Eltern heller als die Kinder.

Piri-ere-nua und ihr zärtlich-treuer Bruder sind auf nie endender Flucht. Niemals mehr wollen sie zusammentreffen mit ihren Eltern, die in Bangen und Zorn ihnen ewig nachjagen müssen.

7. Die Lichtsucher.

Te-erui, der Sohn von Te-tareva, d. i. der weite Raum, lebte lange in undurchdringlicher Dunkelheit in Avaïki, dem Schattenreich. Einst hörte er, daß es irgendwo ein Land des Lichtes gäbe, seitdem sehnte er sich danach, dieses ausfindig zu machen. Er erwog lange, welches wohl der beste Weg wäre, sein Ziel

zu erreichen. Schließlich beschloß er, sich ein Kanu zu bauen, in welchem er fortrudern könnte nach dem lockenden „Lande des Lichtes".

Te-erui vertraute seine geheime Absicht seinem Bruder Matareka, d. i. lächelndes Antlitz, an, der auch voll Begeisterung für das Unternehmen war. Ohne zu zögern, gingen die beiden gleich auf die Suche nach passendem Holz in den Wald. Als sie die Bäume fällten, sangen sie:

Lustig Te-erui ~ lustig Matareka!
Lustig klingt der Äxte Schlag
An dem Baume, Krach um Krach.
Holla ~ he!

Die Bäume fielen. Die Spitze und die Äste waren schnell abgehauen, die äußere Rinde abgeschält, die Stämme ausgehöhlt zu zwei schönen Kanus und die Auslieger festgemacht. Das erste Kanu wurde genannt: „Überdrüssig der Dunkelheit", das zweite: „Schlaflose Nächte". Dann wurden die Kanus an das Gestade des Ozeans getragen und in jedes der beiden Mast und Segel gesetzt, und fort ging es auf die Reise nach dem ersehnten „Lande des Lichtes". Die Brüder ließen sich vom Winde treiben, und wenn der Wind schwächer wurde, gebrauchten sie fleißig ihre Paddeln. Sie kamen rüstig vorwärts zu ihrer großen Freude und erreichten bald die Region „Dämmerungsland". Hier wurden sie indessen von einem großen Unglück betroffen, ~ ihre Kanus warfen um, und die Brüder mußten schwimmen, um ihr Leben zu retten. Es gelang ihnen jedoch, ihre Heimat wieder zu erreichen. Unverdrossen begannen die Brüder von neuem Bäume zum Bootbau zu fällen und sangen dabei ihr Lied:

Lustig Te-erui ~ lustig Matareka!
Lustig klingt der Äxte Schlag
An dem Baume, Krach um Krach.
Holla ~ he!

Es währte nicht lange und zwei prächtige Kanus waren vollendet. Das eine wurde genannt: „Unveränderliche Absicht", das andere: „Schwanke dahin", weil es unfähig war, fest und ruhig seines Weges zu fahren. Die neuen Kanus wurden in See gebracht, und die Brüder machten sich ein zweites Mal auf die Suche nach dem

„Lande des Lichtes". Alles ging gut vorwärts, bis sie in die Region des „Dämmerungslandes" kamen, wo ihre zerbrechlichen Boote wiederum von der Gewalt der Wellen zum Sinken gebracht wurden. Den beiden Abenteurern gelang es zum zweiten Male, an die Küste zurück zu schwimmen. Und sie verzweifelten auch dieses Mal nicht. Wieder fällten sie das Bauholz für zwei neue Kanus anstatt der verlorenen, wieder sangen sie ihr Lied:

Lustig Te-erui ~ lustig Matareka!
Lustig klingt der Äxte Schlag
An dem Baume, Krach um Krach.
Holla ~ he!

Als diese Kanus fertig waren, wurden sie genannt: „Fahre hin" und „Fahre her". ~ Zum dritten Male machten sich die Brüder auf die Suche nach dem „Lande des Lichtes". Indessen, es war ihnen auch diesmal kein Glück beschieden, denn als sie die Region „Dämmerungsland" erreichten, zerbrachen die wilden Wellen wieder ihre Boote, und sie waren froh, daß sie auch diesmal wieder an die heimatliche Küste zurückgelangen konnten.

Die Brüder zweifelten nun daran, ob es ihnen gelingen könne, das ersehnte Land zu erreichen. Aber sie entschlossen sich, es doch noch ein letztes Mal zu versuchen. Wieder wählten sie die besten Bäume für ihr Unternehmen, und während sie diese niederhieben, sangen sie wie vorher:

Lustig Te-erui ~ lustig Matareka!
Lustig klingt der Äxte Schlag
An dem Baume, Krach um Krach.
Holla ~ he!

Als diese Kanus fertig waren, hielten sie Rat über die Ursache des bisherigen Mißlingens ihrer Fahrten.

Ein Zimmermann fragte sie nach dem Namen des Mastes auf ihren früheren Kanus. Die Brüder antworteten: „Te-tira-o-Rongo", d. i. Mast des Gottes Rongo. Der Zimmermann bemerkte: „Das ist der Grund, daß es Euch immer mißglückte. Wechselt den Namen, und Ihr werdet sehen, daß Ihr Erfolg habt." ~ Was für einen Namen rätst Du uns?" fragten die Brüder. „Nennt ihn", sagte der Zimmermann, „O-tui-te-rangi-marama", d. i. Aufrecht im Himmelslicht. Freudig stimmten sie

zu, und bald hatten sie alles fertiggestellt für ihre vierte Reise nach dem „Lande des Lichtes". Mit Paddeln und Segeln erreichten die Brüder die gefährliche Region des „Dämmerungslandes" und sahen, wie die rasenden Wogen entschlossen schienen, wieder ihre gebrechlichen Barken zu verschlingen. Aber „Aufrecht im Himmelslicht" hielt aus durch Sturm und Windstille, bis sie ankamen im „Lande des Lichtes", – einer Gegend, wo sie zu ihrer Verwunderung einander deutlich erkennen konnten, wo die Sonne leuchtend schien, und alles licht und lieblich war.

Die erfreuten Brüder dachten nun nicht mehr an Rückkehr in das dunkle Land, aus welchem sie gekommen waren. Sie sahen nach einem Ruheplatz aus und erspähten zuletzt ein halbversunkenes Eiland. Aber die Meereswellen waren drohend, und die Brandung rollte schwer gegen das Korallenriff. Doch die Tapferen kämpften unverdrossen gegen die Wellen, und – siehe da – die See wurde glatt. Als sie sich nun aber der größtenteils überschwemmten Insel näherten, konnten sie dort keine trockene Stelle finden, wohin sie ihre Füße setzen konnten. Da begannen sie von neuem mit dem Meere zu kämpfen, und auch dieses Mal hatten sie Erfolg. Die Wasser wichen zurück und die Insel lag weit erhaben über dem sie umkreisenden Ozean. Te-erui und Matareka nahmen Besitz von ihrer neugefundenen Heimat im „Lande des Lichtes", und hinfort wurde sie genannt: Aitu-taki, d. i. Gott geführt.

Dies ist die Legende von den ersten Menschen auf Aitutaki.

8. Die Legende von Hau-mapuhia.

Maahu nahm Kau-ariki zum Weibe; ihr Kind war Hau-mapuhia. Sie wohnten in Wai-kotikoti, in Wairau-moana, und Hau erwuchs in ihrer zärtlichen Fürsorge zu einem schönen Jüngling. Einst – die Schatten des Abends huschten schon übers Land – begab es sich, daß Maahu seinen Sohn Hau bat, ihm doch von der Quelle Te Puna-a-taupara eine Kürbisflasche voll Wasser zu holen. Aber Hau war widerspenstig und verweigerte den kleinen Dienst. Darüber wurde Maahu sehr erbost – schweigend nahm er selbst die Kürbisflasche und ging nach dem Wasser. Er hielt sich dort so lange auf, daß Hau ängstlich wurde und ihm nachkam. Als Maahu seinen Sohn bemerkte, kam ihm der Gedanke, er müsse ihn wegen seines Ungehorsams töten, und er nahm Hau, stieß ihn ins Wasser und hielt ihn untergetaucht fest. Da flehte Hau-mapuhia in seiner Not zu den Göttern, und sein

Gebet war nicht vergebens. Die Götter kamen ihm zur Hilfe und begabten ihn mit wunderbaren Mächten, wie sie sonst nur Dämonen besitzen. Hau-mapuhia, Sohn des Maahu, wurde in einen „taniwha" verwandelt – einen Wassergott. – Ausgerüstet mit magischen Kräften, erzwang sich Hau einen Weg durch den festen Erdboden und formte so die große Höhlung, in welcher die Wasser des Waikare-moana-Sees gebettet sind. Vor dieser Nacht war hier alles trockenes Land. Oft suchte Hau auf seinem Wege durch den harten felsigen Boden nach einem Ausweg, und dadurch entstanden die vielen Arme und Buchten des Sees ringsum. Der wilde Kampf, durch welchen er sich seinen Weg von der Te Puna-a-taupara-Quelle her erringen mußte, brachte die Wasser, die ihm folgten, in sprudelnde Erregung, und auch heute noch sind sie nicht ruhiger geworden. Man nennt den See bis auf den heutigen Tag: „See der sprudelnden Wasser".

Der erste Versuch zu entschlüpfen, den Hau-mapuhia machte, war gegen Westen, dadurch wurde die Whanganui-Bucht gebildet; gegen Herehere-taua wurde er von der großen Masse des Huia-rau-Gebirges aufgehalten. Er wandte sich dann um und versuchte es in einer anderen Richtung, so entstand die Whanganui-o-pa-rua-Bucht. Aber die großen Höhenzüge boten ihm Widerstand, und – nachdem er die anderen Buchten des Waikare gebildet hatte – wandte sich Hau, der Dämon, gen Osten, woher er das Brausen des Großen Meeres von Kiwa (Maori-Bezeichnung für den Großen Ozean) aus weiter Ferne hörte. Es war ihm der Gedanke gekommen, daß es herrlich wäre, den Großen Ozean noch vor Tagesgrauen zu erreichen. So setzte Hau mit vermehrter Kraft seinen Weg abwärts fort nach Te Wha-ngaromanga und strebte eifrig, sich durch die Berge zu wühlen nach dem Moana-nui-a-Kiwa (dem Ozean). Aber als er den Komore, wo die Wasser herabstürzen, erreichte, wurde er dort durch den Willen der Götter festgebannt bei Sonnenaufgang, und so liegt er noch dort bis auf den heutigen Tag.

Als Hau-mapuhia in dieser Strömung lag, ächzte er laut in wehklagenden Tönen, und als Maahu, welcher an den Großen Ozean gegangen war, dieses hörte, wurde er von Gewissensbissen übermannt. Maahu hörte sein von ihm getötetes Kind aus weiter Ferne jammern und klagen, und er rief nach dem Koiro, und dem Tuna, dem Kokopu, Maehe und Korokoro und nach anderen Fischen und bat sie, in den Fluß Waikare-taheke zu gehen, welcher sich in den Großen Ozean ergießt, und in diesem hinaufzuschwimmen zu Hau-mapuhia, damit sie als Nahrung dienen

könnten für sein Kind. Aber dem Koiro (Meeraal) widerstand das Süßwasser, und der Tuna (Süßwasseraal) konnte den Waiau-Fluß nicht passieren. Der Maehe und der Korokoro (Lampreten) waren die einzigen Fische, welche den Waikare-taheke-Fluß erreichten, und man sagt, daß der Korokoro sonst in keinem anderen Flusse der Gegend gefunden wird.

Noch heute liegt der Körper Hau-mapuhias – in Stein verwandelt – an derselben Stelle, wo er in jener Nacht festgebannt wurde. Sein Haupt ruht hügelabwärts und seine Beine strecken sich den Abhang hinauf. Die Wasser des Sees, vom Hügel herabstürzend, strömen durch seinen Körper hin und werden zum Waikare-taheke-Fluß. Sein Haar (in Gestalt einer Wasserpflanze: Kohuwai) wallt und wogt in den schäumenden Gewässern.

Maahu verließ sein Land und ging weit fort nach Pu-tauaki, wo er eine neue Wohnstätte fand. Aber sein Herz war verdunkelt von Sehnsucht nach seiner verlassenen Heimat, dem Lande seiner Vorfahren, und oft erhob er seine Stimme und klagte:

Ach, die Tränen wiegen schwer in meinen Augen
Wie die Wasser, die am Te Whangaromanga strömen,
Wo Hau-mapuhia wild herniederbraust.

9. Der Tanz der Fische.

Tinirau, der König der Fische, und sein Sohn Koro, deren eigentliche Heimat die „Heilige Insel" war, lebten einst längere Zeit im nördlichen Teile von Mangaia. – Wiederholt schon hatte Koro bemerkt, daß sein Vater bei Nacht verschwand und zuweilen zwei oder drei Tage fortblieb. Wohin er ging, war ein Geheimnis. Was Koro am meisten dabei verwunderte, war dieses: jedes Mal, wenn sein Vater zurückkehrte, war er geschmückt mit einem neuen Halsschmuck aus wohlriechenden gelb und roten Pandanus-Samen. – Koro war fest entschlossen, dieses seltsame Geheimnis zu ergründen. Eines Nachts versteckte er listig Tiniraus Gürtel und legte sich dann zum Schlafen nieder. Nicht lange danach suchte der alte Mann vergebens seinen Gürtel und weckte schließlich seinen Jungen, welcher aufstand und ihm den Vermißten wiedergab. Koro legte sich nun wieder hin, als wenn er schlafen wolle, er bewachte aber in Wirklichkeit genau alle Bewegungen seines Vaters.

Als Tinirau seinen königlichen Gürtel in Ordnung gebracht hatte, ging er hinaus. Nach einer kleinen Weile schlich auch Koro unbemerkt hinterher und verbarg sich in dem Schatten des Hauses. Der alte Mann streifte in der gewöhnlichen Weise etwas starke Baumrinde über seine Fußknöchel und erklomm einen Kokosnußbaum. Zum großen Erstaunen Koros gebrauchte er dabei nur seine rechte Hand und hütete sich auch, den Baum mit seiner Brust zu berühren. Als Tinirau oben angelangt war, drehte er die reifen Nüsse einzeln ab und warf sie auf die Erde, dann stieg er wieder in derselben Weise ~ nur mit Hilfe der einen Hand ~ hinab. Er enthülste dann ~ immer nur mit einer Hand ~ die Nüsse, spaltete sie in zwei Hälften und schabte ihren Inhalt auf das breite Blatt einer Riesen-Taropflanze. In dieses große Blatt wickelte er sorgfältig die zerriebene Kokosnußmasse, verstärkte die Umhüllung mit Streifen von Baumrinde und trug sie dann wohl eine Meile weit auf einem schmalen Pfade, der von mächtigen Bäumen überschattet war, über rauhe Felsen bis an das Meer. Als er die Küste erreicht hatte, stellte er sich auf einen Felsen, welcher noch heute „Akatangi", d. i. „Ort des Rufens", genannt wird und welcher in die Wasser des Riffes hinausreicht. Koro, der ihm gefolgt war, verbarg sich in niedrigem Gebüsch, das eine kleine Strecke hinter seinem Vater aus dem Sande des Gestades wuchs. „Der König aller Fische" streute nun mit freigebiger Hand die geschabten Kokosnüsse über das Wasser, während er eine lange Beschwörung an seine flossigen Untertanen sang. Koro merkte sich schnell seine Worte und bewahrte sie wie einen Schatz in seinem Gedächtnisse für eigenen Gebrauch. ~ Zum großen Ergötzen Koros gehorchten die kleineren Bewohner der Klippengewässer sofort dem Rufe ihres Gebieters, um die Speise zu kosten, die er für ihre Mahlzeit bereitet hatte. Nach und nach war der Ruf Tiniraus auch zu den großen Fischen im Ozean gedrungen und auch diese eilten zu ihrem Herrscher. Ehe noch die Beschwörung zu Ende war, kam sogar die „Heilige Insel" selbst leibhaftig von ihrem eigentlichen Platze bis an den Rand des Riffes geschwommen. So versammelte sich das ganze Gewimmel von Tiniraus gehorsamen Untertanen an der schwimmenden „Heiligen Insel", und sie kamen ~ alle sich zu halber Menschenähnlichkeit verwandelnd ~ ihrem Herrn tanzend entgegen, und dieser, selbst halb Mensch, halb Fisch, vereinte sich freudig mit ihnen im Tanze. Der Reigen aber war jener berühmte Tanz, welcher „Tautiti" genannt wird, und bei welchem Hände und Füße, alle zur gleichen Zeit, bewegt werden.

Die schuppigen Untertanen trugen alle gleich ihrem König einen Halsschmuck von süßduftenden Pandanus-Samen, welche in großer Fülle auf der Heimatinsel Tiniraus wuchsen. Nach einiger Zeit schwammen die „Heilige Insel", der König und seine flossentragenden Untertanen hinweg und waren in dem weiten Ozean schnell außer Sicht. Koro kehrte befriedigt von dem seltsamen Schauspiel nach Hause zurück.

Ein oder zwei Tage später kam Tinirau, geschmückt mit dem Halsband von Pandanuskernen, wieder zu seinem Sohne zurück, ahnungslos darüber, daß Koro Zeuge der Vorgänge bei seinem letzten Besuche auf der „Heiligen Insel" gewesen war.

Es verging einige Zeit, bevor der „König der Fische" sich wieder zu einem mitternächtlichen Ausflug aufmachte, aber als er es tat, entging es nicht der Aufmerksamkeit seines wachsamen Sohnes, welcher darauf bedacht war, seine Kenntnisse der wirksamen Zauberformeln zu vervollkommnen. – Wieder erstieg der alte Mann mit Hilfe einer einzigen Hand den Baum, warf die Nüsse herunter und stieg zur Erde nieder. Wieder wanderte er im Mondenscheine den einsamen Pfad nach dem Meere, eine große Menge geschabter Kokosnuß mit sich tragend. An dem vorragenden Platze des Felsens im Angesichte des Ozeans streute er das Futter für seine Meereskinder aus. Während seiner Beschwörung versammelten sich Fische, Inselchen und alles zu den Füßen des mächtigen Tinirau, welcher so frohlockend seine lustigen Untertanen in ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Tanzen im Mondenscheine, vereinigte.

Koro hatte sein Ziel erreicht, er hatte sich die Zauberworte fest eingeprägt und ging deshalb zufrieden mit sich selbst nach Hause. In der folgenden Nacht erstieg er einen Kokosnußbaum in derselben Weise, wie es sein Vater getan hatte und trug dann den fein geschabten Kern der Nüsse nach dem Orte des Rufens, wo Tinirau seine wunderbaren Taten vollbracht hatte. Es dünkte ihm, daß es Zeit war, seine Macht als Sohn des Königs aller Fische zu probieren. Die Gebete sprechend, streute er das reiche Futter auf das Meer, so, wie er es von seinem Vater gesehen hatte, und – zu seiner Wonne – die Fische gehorchten wirklich seiner Aufforderung und schwammen in Scharen herbei. Auch die „Heilige Insel" mit ihren ungeheuren Fischmengen setzte sich in Bewegung und kam ebenfalls langsam heran. Inmitten der flossentragenden Meeresbewohner entdeckte er zu seiner Freude seinen Vater Tinirau, der in dem fröhlichen Gedränge der Mondlichttänzer sich bewegte. – Koro gesellte sich gleich zu dieser ungewöhnlichen Versammlung und wurde von seinem

Vater mit den Worten begrüßt: „Also deshalb versteckte Du meinen Gürtel, mein Sohn!“

Gleich den übrigen geschmückt mit schönen Halsketten von duftenden Pandanusbeeren, genossen Vater und Sohn nun gemeinsam in dieser Nacht – und auch später, wenn sie die Neigung verspürten – das Vergnügen eines festlichen Mitternachtstanzes mit ihren flossigen Untertanen auf der „Heiligen Insel“.

Der berühmte Koro aber war es, welcher später den Bewohnern von Mangaia die Gunst erwies, den ersten Pandanusbaum auf ihrer Insel zu pflanzen in der Nähe des Felsens, wo er seine schuppigen Freunde zu nächtlichem Feste zu versammeln pflegte.

Koro brachte viele Zeit seines Lebens auf der „Heiligen Insel“ zu, er kam aber auch oft für lange Monate nach der Nordküste von Mangaia, welche seit jener Zeit genannt wird: „Atua Koro“, d. i. das Land des göttlichen Koro.

10. Mauis Fischzug.

Maui war der jüngste Sohn von Buataranga. Als er geboren war, schnitt seine Mutter ihr Haar ab, hüllte ihn darin ein und warf ihn hinaus ins Meer. Die Wellen aber hatten Erbarmen mit dem Kindchen, sie machten ihm aus Meerkraut ein Bettchen und wiegten es in Schlaf. Als der Wind das sah, hatte auch er Mitleid und blies das kleine Bündel an die Küste. Dann hob er das Kind in den Himmel hinauf zu dem Gotte Rangi, wo es aufwuchs in zärtlicher Pflege der Götter, welche ihn wundervolle Dinge lehrten und ihm auch „mana“, d. i. überirdische Kräfte, verliehen. Mit der Zeit aber bekam Maui Langeweile im Himmel, und er wünschte sich sehnlichst, auf die Erde zurückzukehren und seine Eltern kennen zu lernen. – Tawhiri, der Gott der Winde, nahm ihn bereitwillig auf seinen Fittichen mit hinab, wo er sich seinen Brüdern zugesellte. Seine Mutter war sehr glücklich über seine Wiederkehr, denn sie hatte oft Gewissensbisse empfunden über ihre unselige Tat.

Maui machte gern Gebrauch von der Zauberkraft, die ihm im Himmel verliehen war; in tollem Übermut spielte er oft seinen Brüdern einen Possen oder erschreckte seine Mutter. Manchmal verwandelte er sich auch in einen Vogel oder ein anderes Wesen. Als er einmal in die Unterwelt hinabstieg, erbeutete er dort

einen zauberkräftigen Knochen, den Kinnbacken seiner Ahnfrau Muri Rangawhenua; mit diesem vollführte er auch mancherlei Wundertaten.

Einstmals ging Maui mit seinen Brüdern zum Fischen aus. Er spürte gar bald große Beute an seiner Angel; sie war so schwer, daß er sie nicht in die Höhe zu ziehen vermochte. Auch seiner Brüder Kraft versagte und Maui wandte sich an die Sonne mit der Bitte, ihm zu helfen. Die Sonne und ein großer Vogel, der sich auch dazu bereit fand, halfen ihm bei seinem Werke, sie zogen und zogen nun zu dritt mit aller Kraft und als sie den riesigen Fisch an die Oberfläche des Meeres brachten, sah Maui, daß es eine ungeheuer große Insel war, die sein Kanu mit aufhob auf ihren breiten Rücken. Es war die Insel „Te Ika-a-Maui", die Nord-Insel von Neu-Seeland.

Nachdem er ihnen streng befohlen hatte, seinen großen Fisch nicht zu berühren während seiner Abwesenheit, ging Maui nun von seinen Brüdern fort, um den Göttern ein Dankgebet zu sagen. Aber er konnte noch nicht weit gegangen sein, als die Brüder schon anfingen, die Beute zu zerschneiden und zu teilen.

Als nun Maui zurückkehrte und sah, was seine Brüder angerichtet hatten, wurde er sehr zornig und schalt sie heftig. Er sagte ihnen, wenn sie den Fisch in Ruhe gelassen hätten, würde der Boden vollkommen eben geblieben sein, statt dessen waren nun Berge, Hügel, Täler und unebenes Land gebildet durch ihr voreiliges, verbotenes Zerhacken und Zerteilen.

Die Nord-Insel von Neu-Seeland wird bis auf den heutigen Tag genannt: Te Ika-a-Maui, d. i. der Fisch des Maui. Die Südspitze der Insel ist der Kopf des Fisches und der Norden ist der Schwanz. ~

Das südliche Eiland ist: Te Waipounamu, d. i. das Land des grünen Steines. Neu-Seeland aber selbst trägt den Namen: Te Aotearoa, d. i. die lange, weiße Wolke.

11. Maui überlistet den Feuergott.

In der Unterwelt lebten vier mächtige Götter: Mauike, der Feuergott; der Sonnengott Ra; der Stützer der Himmel Ru und sein Weib Buataranga, die Hüterin des Weges zur unsichtbaren Welt. Ru und Buataranga hatten einen gewaltigen Sohn: Maui. ~ Er war schon in jungen Jahren zum Wächter bestellt für die Oberwelt, wo die Sterblichen wohnen. Gleich den übrigen Bewohnern dieser Welt ernährte er sich mit ungekochter Nahrung. Gelegentlich besuchte ihn seine

Mutter Buataranga, aber sie aß immer ihre besondere Speise, die sie sich in einem Korbe mit aus der Unterwelt gebracht hatte. Maui war nun mit der Zeit recht neugierig geworden, was sie eigentlich zu essen hätte, und eines Tages, als seine Mutter schlief, guckte er in ihren Korb und entdeckte darin gekochte Speisen. Er aß etwas davon und fand, daß sie viel besser schmeckten als die Rohkost, an die er gewöhnt war. Da diese Nahrung aus der Unterwelt kam, mußte dort das Geheimnis des Feuers verwahrt sein. Er wünschte sehr, sich auch am Genusse gekochter Speisen erlaben zu können, und deshalb entschloß er sich, in die Heimat seiner Eltern hinabzusteigen, um das Geheimnis zu enträtseln.

Als Buataranga am nächsten Tage wieder nach Avaïki hinabstieg, folgte Maui ihr heimlich nach durch den Busch. Durch das hohe Schilfrohr guckend, sah er seine Mutter vor einem schwarzen Felsen stehen, welchen sie mit folgenden Worten anredete:

Buataranga will heim durch die finstere Kluft!
Ihr Wächter, hört! Eure Herrin ruft!
Wie die Sonne die düsteren Wolken teilt,
So öffnet den Fels! Ihr Wächter, eilt!

Nach diesen Worten teilte sich der Felsen, und Buataranga verschwand in der Tiefe. Maui hatte sich die magischen Worte sorgfältig gemerkt und machte sich nun ohne Zögern auf den Weg, um den Gott Tane, den Besitzer wundervoller Tauben, zu besuchen. Er bat Tane herzlich, ihm eine Taube zu leihen, und der bot ihm auch eines der kostbaren Tierchen an, aber Maui gab es gleich zurück, weil es ihm nicht gefiel. Auch eine bessere Taube schlug der wählerische Maui aus, denn sein Sinn stand danach, die Lieblingstaube Tanes zu bekommen. Das war eine rote Taube mit Namen Akaoto, d. h. „Furchtlos". Sie war sehr zahm und hörte auf ihren Namen, und so weit sie auch über Tag flog, sie kehrte stets getreulich zu ihrem Herrn zurück. ~ Tane wollte sich ungern von seinem Lieblingsvogel trennen, gab ihn aber doch schließlich dem Maui mit, nachdem ihm dieser fest versprochen hatte, das kostbare Tier unverletzt zurückzubringen. ~

Guten Mutes begab sich nun Maui mit seiner roten Taube nach dem Orte, wo seine Mutter in die Unterwelt hinabgestiegen war. Er sprach die Zauberformel, die er erhorcht hatte, und sah zu seinem großen Vergnügen, daß sich der Fels vor ihm öffnete. Schnell verwandelte er sich in eine Wasserjungfer (Libelle), setzte

sich auf den Rücken der Taube und ließ sich von ihr den schroffen Felsspalt hinabtragen. Die beiden grimmigen Schutz-Dämonen der Kluft gerieten in Wut, als sie bemerkten, daß sie von einem Fremden betrogen worden waren, und wollten die Taube ergreifen, um sie zu verschlingen. Zum Glück erwischten sie aber nur ihren Schwanz, sodaß die Taube – wenn auch ohne diese schöne Zier – ihren Flug in das Reich der Schatten ungehindert fortsetzen konnte. Maui war recht betrübt über das Mißgeschick, das den Lieblingsvogel seines Freundes Tane betroffen hatte.

In der Unterwelt angelangt, begann Maui gleich, nach dem Hause seiner Mutter zu suchen. Er hörte von ferne das Klopfen eines Flegels, und als er dem Klange nachging, kam er an ein Gehöft, wo die rote Taube sich auf dem Dache des Kochhauses niederließ gegenüber einem offenen Schuppen, wo seine Mutter Buataranga fleißig beim Tapa-Klopfen war. Sie hielt mit ihrer Arbeit inne und betrachtete erstaunt das wundervolle Tierchen. Sie wußte gleich, daß dieser seltsame Gast aus der Oberwelt gekommen sein mußte, denn im Reiche der Schatten war keine der Tauben rot. – „Kommst Du nicht vom Tageslicht?“ fragte sie die Taube. – Der Vogel nickte zustimmend. – „Bist Du nicht mein Sohn Maui?“ fragte die alte Frau weiter. – Wieder nickte die Taube bejahend. – Danach ging Buataranga in ihr Haus. – Die Taube flog auf einen Brotfruchtbaum, und Maui nahm wieder seine menschliche Gestalt an und ging hin, seine Mutter zu umarmen. Sie begrüßte ihn zärtlich, ihre erste Frage aber war, warum er in die Unterwelt gekommen sei. Maui erklärte ihr, daß er gekommen sei, das Geheimnis des Feuers zu ergründen. Buataranga sagte ihm: „Dieses Geheimnis wird von dem Feuergotte Mauike bewahrt. – Wenn ich einen Ofen voll Speisen kochen will, dann schicke ich Deinen Vater Ru fort, sich ein brennendes Holzscheit von Mauike zu erbitten.“ Auf Mauis Frage, wo der Feuergott wohne, zeigte ihm seine Mutter den Weg, und sie sagte ihm, das Haus Maukes würde genannt Are-aoa, d.h. Haus der Banyan-Scheite. Sie empfahl Maui auch, recht vorsichtig zu sein, denn der Feuergott sei leicht zum Zorn zu reizen.

Maui wanderte nun, von einer sich kräuselnden Rauchwolke geführt, kühn der Wohnstätte des Feuergottes zu und traf ihn, als er fleißig dabei war, einen Ofen voll Speisen zu kochen. Mauike hörte aber sogleich mit seiner Arbeit auf, als er den Fremdling bemerkte und fragte ihn, was er wünsche. Maui erwiderte: „Einen Feuerbrand!“ – Mauike gab ihm auch ein brennendes Holzscheit, aber Maui

trug es gleich nach einem Flusse, der nahe dem Brotfruchtbaum vorüberfloß und löschte es dort aus. Er kehrte nun wieder zu Mauike zurück und erbat einen zweiten Feuerbrand, den er auch erhielt und ebenfalls in dem Strome auslöschte. Als er aber zum dritten Male den Feuergott um ein brennendes Scheit bat, geriet dieser außer sich vor Wut. Doch er beherrschte sich noch; er strich die Asche von seinem Ofen und gab dem verwegenen Maui einige glühende Kohlen auf einem Stück trockenen Holzes. Auch diese wurden indessen wie vorher die brennenden Holzscheite in den Fluß geworfen.

Maui hatte es sich ganz richtig überlegt, daß ihm ein Feuerbrand allein wenig nützen könne, wenn er nicht zugleich das Geheimnis der Feuergewinnung entdecke. Der Brand würde ihm möglicherweise verlöschen, und wie sollte er dann das Feuer wiedergewinnen? Deshalb hatte er den Plan gefaßt, mit dem Feuergott einen Streit anzufangen, um ihn mit Gewalt zu zwingen, ihm das unschätzbare Geheimnis, das bisher nur er allein gekannt hatte, zu entdecken. Der Feuergott aber hatte im Vertrauen auf seine ungeheure Kraft bei sich selbst beschlossen, den frechen Eindringling zu vernichten. – Maui bat den erbosten Mauike zum vierten Mal um Feuer, der aber herrschte ihn an: er solle sich schleunigst aus dem Staube machen, sonst würde er ihn – den kleinen Maui – in die Luft schleudern. Aber der unerschrockene Gast antwortete ihm kühn, nichts würde ihn mehr freuen, als wenn er seine Kräfte einmal mit ihm, dem Feuergotte, messen könne.

Mauike ging in sein Haus, um sich seinen Kriegsgürtel anzulegen, aber als er zurückkehrte, war er sehr erstaunt zu sehen, daß der kleine Maui sich in einen ungeheuren Riesen verwandelt hatte. Er ließ sich aber dadurch nicht entmutigen, ergriff Maui mit beiden Händen und schleuderte ihn zur Höhe eines Kokosnußbaumes empor. Maui aber brachte es fertig, sich im Fallen so leicht zu machen, daß er ganz unbeschädigt aus diesem Abenteuer hervorging. Mauike raste toll vor Wut, daß sein Gegner noch atmen konnte. Er strengte alle seine Kräfte an und schleuderte ihn nun weit höher als das erste Mal. Doch Maui blieb auch jetzt wieder unverletzt bei seinem Fall, während der Feuergott nach Luft schnappend auf dem Boden lag.

Das war nun eine günstige Wendung für Maui. Unverzüglich packte er den Feuergott, warf ihn hinauf in schwindelnde Höhen und fing ihn wieder gleich einem Ball in seinen Händen auf. Ohne ihn den Boden berühren zu lassen, warf

er ihn noch einmal hoch und fing ihn wieder auf. Mauike sah wohl ein, daß dieses alles nur eine Vorbereitung für einen endgültigen Stoß sei, der sein Schicksal besiegeln würde, und bat – keuchend und gänzlich erschöpft – Maui, doch innezuhalten und sein Leben zu verschonen, er wolle ihm alles, was er auch wünschen würde, geben.

Maui war damit einverstanden und gestattete dem Feuergotte, der in einem jämmerlichen Zustande war, erst einmal zu verschnaufen. Dann sprach er zu ihm: „Unter einer Bedingung will ich dich verschonen: – sage mir das Geheimnis des Feuers! – Wo ist es verborgen? Wie wird es hervorgebracht?" – Mauike versprach freudig, ihm alles, was er wußte, zu erzählen und führte ihn in seine Behausung, die voller Wunder und Seltsamkeiten war. Dort lag in einer Ecke ein Haufen feiner Kokosnußfasern, in einer anderen waren viele Bündel von Feuer-Reibern, aus verschiedenerlei Holz gemacht, aufgestapelt. Diese Stäbe waren alle trocken und gebrauchsfertig. In der Mitte des Zimmers lagen zwei kleinere Feuerreiber; den einen gab der Feuergott Maui in die Hand und wies ihn an, ihn recht fest zu halten, während er selbst ihn mit dem anderen sehr kräftig rieb. Und dabei ertönte also des Feuergottes Lied:

O Holz vom heiligen Baume,
Gib mir das heilige Feuer!
Geist, erhör mich!
Entzünde, entzünde
Vom Staube des Holzes
Die heilige Flamme!

Als dieser Sang beendet war, bemerkte Maui zu seiner großen Freude, daß ein feiner Rauch aufstieg aus dem Staube, der bei der Reibung des einen Stockes auf dem andern entstanden war. Die beiden fuhren in ihrer Arbeit fort, und der Rauch wurde allmählich stärker. Von dem Atem des Feuergottes entfacht, züngelte schließlich eine schwache Flamme empor, die durch feine Kokosnußfasern eingefangen und verstärkt wurde. Mauike nahm nun noch einige Bündel Holz zu Hilfe und schnell loderte – zu Mauis höchstem Erstaunen – ein mächtiges Feuer auf.

Das große Geheimnis des Feuergottes war enthüllt.

Aber Maui, der Sieger, beschloß, an seinem unterlegenen Gegner Rache zu nehmen für allen Verdruß, den ihm dieser angetan hatte. Er steckte das Haus

Mauikes in Brand, und nicht lange währte es, dann stand die ganze Unterwelt in Flammen, und das furchtbare Feuer verzehrte den Feuergott und alles, was er besaß. Sogar die Felsen krachten und spalteten von der Hitze bis nach der Oberwelt hinauf, woher die alte Redensart der Menschen stammt: „Die Felsen von Ovaruru (im Schattenreich) brennen".

Glücklich über seine erfolgreichen Taten, machte sich Maui dann eiligst auf, das Land der Geister zu verlassen, aber vorher nahm er sorgfältig die beiden Feuerreiber Mauikes an sich und eilte zu dem Brotfruchtbaum, wo die rote Taube „Furchtlos" ruhig auf seine Rückkehr wartete. - Mauis erste Sorge war, ihr den Schwanz wieder zu beschaffen, um vor dem Zorne Tanes sicher zu sein. Es war keine Zeit zu verlieren, denn die Flammen, die er entfacht hatte, breiteten sich weiter und weiter mit rasender Eile aus. Er nahm wieder Platz auf dem Rücken der Taube, welche in jeder Klaue einen Feuerbohrer trug. Dann sprach er die Worte, die er von seiner Mutter gelernt hatte, die Felsen teilten sich, und er gelangte sicher wieder auf die Oberwelt. Der Hilfe seiner Mutter hatte er es zu danken, daß die Taube ungehindert von den Wächtern an der Straße zum Schattenreich durchgelassen wurde. Als sie in das Licht der Sonne zurückgekehrt waren, ließ sich die Taube nach ihrem langen Fluge schließlich in einem lieblichen, eingehegten Tale nieder, welches seither den Namen Rupe-tau, d.h. „Ruheplatz der Taube", trug. Maui nahm wieder seine menschliche Gestalt an und beeilte sich, Tane seinen Lieblingsvogel zurückzubringen.

Als er durch das Tal von Keia kam, fand er, daß die Flammen ihm zuvorgekommen waren und einen Ausweg gefunden hatten in Teaoa. Die Könige Rangi und Mokoiro zitterten für ihr Land, denn es schien, als ob alles von den verzehrenden Flammen zerstört werden würde. Sie taten ihr Äußerstes, um Mangaia vor gänzlicher Zerstörung zu retten, und es gelang ihnen endlich, das Feuer zu löschen. Rangi nahm zur Erinnerung an seine Leiden in dieser Zeit den neuen Namen an: Matamea, d.h. „Tränende Augen", und Mokoiro wurde später immer Auai, d.h. „Rauch". genannt. - Solange das Feuer auf der Insel noch brannte, konnten die Bewohner ihre Speisen kochen, als aber der Brand erloschen war, wußten sie nicht, wie sie neues Feuer entfachen könnten.

Mauis Haus aber war nie ohne Feuer zur höchsten Bewunderung aller Menschen, die ihn mit ihren Fragen bestürmten und ihm keine Ruhe ließen.

Endlich hatte Maui Mitleid mit den Bewohnern dieser Welt und lehrte sie das wunderbare Geheimnis, wie das Feuer durch die Anwendung der Feuerreiber hervorgebracht werden kann. Er lehrte sie auch den Sang des Feuergottes und noch heute beschwört man die Feuergeister des Holzes, wenn man die Stäbe aneinander reibt, mit den magischen Worten:

O Holz vom heiligen Baume,
Gib mir das heilige Feuer!
Geist, erhör mich!
Entzünde, entzünde
Vom Staube des Holzes
Die heilige Flamme!

12. Maui erhöht das Himmelsgewölbe.

Das Himmelsgewölbe ist aus festem blauen Gestein gebaut. In früheren Zeiten berührte es fast die Erde, es ruhte auf den kräftigen breiten Blättern der „Teve", welche ungefähr die Höhe von sechs Fuß erreicht, und auf dem köstlichen Pfeilwurz, dessen schlanker Stamm selten höher als drei Fuß hoch wird. Seine eigenartigen Blätter, die gleich Millionen von ausgebreiteten Händen nach oben streben, haben ihre seltsame Form von dem Stützen des ungeheuren Gewichtes angenommen.

In diesem engen Raume zwischen Erde und Himmel waren die Bewohner der Erdoberfläche eingeschlossen. - Ru, der für gewöhnlich seinen Wohnsitz in Avaïki hatte, war einst für einige Zeit auf die Oberwelt gekommen. Ihn jammerte die Enge des Wohnraumes der Sterblichen sehr und er gab sich die größte Mühe, den Himmel ein wenig höher zu heben. Zu diesem Zwecke schnitt er eine Anzahl starker Pfähle aus verschiedenen Baumarten und pflanzte sie fest in den Erdboden an dem Orte Rangimotia, dem Mittelpunkte der Insel und der Welt. Dadurch wurde es den Sterblichen möglich, aufrecht zu stehen und zu gehen, und das war eine sehr wichtige Verbesserung der Welt. Seitdem wurde Ru der „Himmelsstützer" genannt. Man singt noch heute in einem Liede:

„Hebe die Himmel zur Höhe, o gewaltiger Ru,
Und lasse die Räume der Welt in Licht erstrahlen!"

Als der alte Ru eines Tages sein Werk wohlgefällig besichtigte, fragte ihn sein verwegener Sohn Maui verächtlich, was er dort zu schaffen habe. Ru antwortete entrüstet: „Wer befahl Dir jungem Burschen, lose Reden zu führen? Hab Acht, daß Dir Dein Übermut nicht das Leben kostet!“ - „Versuche nur, was Dir gut dünkt!“ rief Maui höhnisch aus. - Gesagt, getan. - Ru faßte den zierlich gebauten Maui und schleuderte ihn hoch hinauf in die Himmel. Beim Falle aber nahm Maui die Gestalt eines Vogels an und erreichte so den Erdboden ganz unversehrt. Dann aber, nach Rache dürstend, verwandelte er sich in die Gestalt eines fürchterlichen Riesen, lief zu seinem Vater und rief: „O Ru, Du Träger so vieler Himmel, - zum dritten, zum höchsten fahre hinauf!“ Sogleich steckte er seinen Kopf zwischen die Beine des alten Mannes, strengte alle seine ungeheure Kraft an und schleuderte Ru, der das ganze weite Himmelsgewölbe mit sich riß, zu einer so erschrecklichen Höhe hinauf, - so über alle Maßen hoch, daß das blaue Himmelsgewölbe niemals wieder zurückgelangen konnte. Zu seinem Unglück hatte sich Ru mit Haupt und Schultern in den Sternen verfangen. Er kämpfte mühsam um seine Befreiung, aber vergebens. - Maui kümmerte sich nicht mehr um ihn, sondern ging fort in großer Befriedigung darüber, daß es ihm gelungen war, das Himmelsgewölbe zu seiner jetzigen Höhe zu heben.

Aber die linke Hälfte von seines Vaters Körper und seine beiden Beine hingen zwischen Himmel und Erde herab, und in dieser qualvollen Lage mußte der arme alte Ru sterben. Sein Körper vermoderte, und seine riesigen Gebeine stürzten nach und nach herunter und zerschellten auf der Erde in unzählige Teile. Sie liegen noch heute über alle Hügel und Täler von Mangaia verstreut in zahllosen Stücken und Stückchen grauer Bimssteine, und immer noch werden sie genannt: „die Gebeine von Ru“.

13. Maui's Sieg über den Sonnengott Ra.

Maui hatte den Sterblichen das Geheimnis des Feuers entdeckt, er hatte auch das Himmelsgewölbe erhöht, aber es gab noch eine dritte große Aufgabe, die bewältigt werden mußte. - Die Sonne nämlich war recht launisch und unzuverlässig. Sie ging an jedem Tage zu anderer Zeit unter, wann es ihr gerade beliebte, und es war unmöglich für die Menschen, sich danach einzurichten. Oft, wenn sie noch

mitten in ihrer Tagesarbeit waren - ein Ofen voller Speisen war noch nicht halb fertig gekocht, ein Bittgesang an die Götter noch nicht zu Ende gesungen - dann wurden sie plötzlich von tiefster Dunkelheit umhüllt.

Maui beschloß, dieses große Übel zu bessern. - Nun aber ist Ra, d. h. die Sonne, ein lebendiges Wesen und von göttlicher Macht. Er ist von furchterregender Stärke und von Gestalt einem Manne ähnlich. Morgens und abends breitet er am Himmel seine goldenen Locken aus. - Buataranga riet ihrem Sohne Maui ernstlich, sich nicht mit Ra einzulassen, denn schon viele hätten sich bemüht, seinen Lauf zu regeln, aber es sei keinem gelungen. Doch sie konnte den kraftbewußten Maui von seinem Vorhaben nicht abbringen. Er hatte den festen Entschluß gefaßt, den Sonnengott Ra gefangen zu nehmen und ihn zu zwingen, seinen Befehlen zu gehorchen.

Nun flocht Maui aus starker Kokosnußfaser sechs große und dicke Seile, jedes bestand aus vier Strängen. Diese mächtigen Stricke nannte er „Königsschlingen", und als sie fertig waren, begab er sich damit nach jener fernen Öffnung der Erdoberfläche, durch welche Ra an jedem Morgen aus Avaïki am Himmel emporstieg, und dort legte er die erste Schlinge aus für den Sonnengott. Weiterhin auf der Sonnenbahn wurde die zweite Schlinge gelegt, und so wurden sie alle sechs in weiten Zwischenräumen auf dem gewohnten Wege Ra's verteilt.

Sehr früh am Morgen erhob sich der nichts argwöhnende Ra aus Avaïki, um seine tägliche Reise durch die Himmel anzutreten. Maui lag versteckt auf der Lauer in der Nähe der ersten Schlinge, und frohlockend zog er daran. Aber sie glitt am Körper Ra's herunter und fing nur seine Füße. Maui lief schnell voran nach der zweiten Schlinge, aber auch diese glitt ab und schloß sich nur noch um die Knie des Sonnengottes. Die dritte fing ihn an den Hüften, die vierte am Leibe und die fünfte unter den Armen. Noch immer stürmte Ra auf seinem Wege voran, Mauis Anschläge kaum beachtend. - Da - zum Glück für Mauis Vorhaben - hielt die sechste und letzte der Königsschlingen den Sonnengott Ra an seinem Halse fest. - Maui zog das Seil enger und enger, indessen Ra in furchtbarer Angst um seine Freiheit kämpfte. All seine Anstrengungen waren vergebens, denn Maui zog ihm die Schlinge so fest um den Hals, daß er fast erdrosselt wurde. Schließlich befestigte Maui das Seil an einem Felsvorsprunge.

Ra sah ein, daß er besiegt sei, und in der Angst um sein Leben gab er Maui freudig das Versprechen, in Zukunft bedächtiger und vernünftiger zu sein bei

seinem täglichen Lauf durch die Himmel, und den Menschen für ihre täglichen Geschäfte eine ausreichend lange Zeit zu geben.

Als Maui dieses feierliche Versprechen von dem schon fast völlig erschöpften Ra erhalten hatte, erlaubte er ihm, seinen Weg fortzusetzen, aber er weigerte sich entschieden, ihm die Schlingen wieder abzunehmen, weil er ihn in Abhängigkeit erhalten wollte. Diese Schlingen kann man noch heute von der Sonne herabhängen sehen, wenn sie abends ins Meer hinabsteigt und wenn sie in der Morgendämmerung am Himmel emporkommt. Mit Hilfe dieser Seile wird die Sonne sanft heruntergelassen nach Avaïki und des Morgens wieder heraufgeholt aus dem Schattenreich.

14. Mauis Besuch in der Unterwelt.

Maui hatte einst, als sein Weib Hine-te-a gestorben war, einen Traum: es war ihm, als stiege er in die Unterwelt hinab. Dort müsse er durch den Körper von Hine-nuite-po hindurchschlüpfen, dann wäre er, ohne Schaden davon getragen zu haben, heimgekehrt und habe so den Tod überwunden. ~ Nach dem Erwachen fragte er seine Eltern, wo seine Ahnin, die Göttin der Todesnacht Hine-nuite-po ihren Wohnsitz habe, und er fragte sie auch nach ihrem Aussehen. Die Eltern erzählten ihm: das Leuchten am Horizont sind ihre schreckenerregenden roten Augen, ihr Mund gleicht dem Rachen eines großen Fisches und ihre Zähne sind scharf wie vulkanisches Glas. Wer aber in ihre Hände gerät, der kann nimmermehr entkommen.

Maui bat einige seiner Freunde, ihn auf seiner Reise in die Unterwelt zu begleiten, und sie waren gern dazu bereit. Sie nahmen alle Vogelgestalt an und machten sich auf den Weg nach Avaïki. Als sie dort anlangten, fanden sie Hine-nuite-po in tiefem Schlafe. Maui befahl seinen Freunden, sich ruhig zu verhalten ~ ganz ruhig, während er in den Körper seiner großen Vorfahrin einginge. Er sagte ihnen, daß er den ernstlichen Wunsch habe, den Tod zu überwinden, wenn sie aber irgend ein Geräusch machen oder lachen würden, dann könne er sein Vorhaben nicht ausführen, und er würde sterben müssen. ~ Er begann nun sein Unternehmen, aber er sah dabei so närrisch aus, daß seine Freunde plötzlich in lautes Lachen ausbrachen. Dadurch wurde Hine-nuite-po erweckt, und Maui war in ihrer Gewalt

und mußte sterben. Von Todesgrausen erfüllt, kehrten seine Freunde auf die Oberwelt zurück, und man hörte sie künftig niemals mehr lachen.

So kam es, daß Maui den Tod nicht überwand, und die Macht der furchtbaren Hine-nuite-po noch heute ungebrochen ist.

15. Vom Ursprung des Kokosnuß-Baumes.

Ina Moe-Aitu, d. h. Ina die Gottesgeliebte, eine Tochter der blinden Kui, wohnte einst in der finster schattenden Höhle von Tautua, die dem Eingange einer riesigen Burg glich. Nahe an ihrer Wohnstätte vorbei floß ein träger Strom, der schließlich unter den Klippen verschwand. Sein Wasser wimmelte von einer Unmenge von Aalen. Am Ufer des Flusses waren schöne Baumgruppen und Ina ging oft dahin; sie liebte es, bei Sonnenuntergang und Dämmerung dort zu baden. – Einst war ein riesiger Aal, der seinen gewohnten Schlupfwinkel unter den Klippen verlassen hatte, in ihre Nähe gekommen und hatte sie durch seine Berührung sehr erschreckt. Dies wiederholte sich mehrere Tage hintereinander, sodaß Ina sich allmählich an die Gegenwart des Tieres gewöhnte. Eines Tages nun verwandelte sich der Aal vor ihren Augen zu ihrer großen Überraschung in einen schönen Jüngling, welcher zu ihr sprach: „Ich bin Tuna, der Gott und Beschützer aller Süßwasser-Aale. Bezwungen von Deiner Schönheit, verließ ich mein düsteres Heim, um Deine Liebe zu gewinnen. Sei die Meine!“ – Seitdem wurde er ihr treuer Verehrer und behielt meist menschliche Gestalt. Er nahm nur dann und wann wieder seine Aalgestalt an, wenn er in seine heimatlichen Schlupfwinkel zurückkehren wollte.

Eines Tages aber nahm er Abschied von der lieblichen Ina. – „Wir müssen scheiden“, sagte Tuna, „aber als Andenken an unsere Treue will ich Dir eine große Wohltat erzeigen. Morgen wird ein mächtiger Regen kommen, der das ganze Tal überflutet. Sei nicht ängstlich. Die Flut soll mich nur hinauftragen zu Deinem Hause auf jenem hohen Land. Ich werde mein Haupt auf die hölzerne Schwelle Deines Hauses legen, und Du sollst es mit einem Schlage abhauen. Dann mußt Du es begraben und nachher jeden Tag den Platz besuchen, um zu sehen, was dort geschehen wird“.

Ina sah ihren schönen Geliebten nie wieder. Aber in der Nacht wurde sie aufgeweckt von einem Regen, der in Gießbächen herunterbrauste. Sie erinnerte sich gleich der Worte Tunas und blieb ruhig in ihrem Hause. Bei Tagesanbruch fand sie, daß das Wasser, von den Hügeln herabströmend, das Taro-Land überschwemmt hatte und bis zur Eingangstür ihrer Hütte gestiegen war. In diesem Augenblicke näherte sich ihr ein großer Aal und legte sein Haupt auf die Schwelle ihres Hauses. Ina holte eilends ihre Axt herbei, hieb ihm den Kopf ab und begrub diesen dann gleich hinter ihrer Hütte am Bergabhange. - Der Regen ließ bald nach, und nach Verlauf von ein bis zwei Tagen waren die Wasser auf dem gewohnten Wege unter den Klippen - der Heimat Tunas - wieder abgelaufen.

Getreu dem ihrem Liebsten gegebenen Versprechen, besuchte Ina täglich den Ort, wo das Haupt des gewaltigen Aales begraben war, aber viele Tage lang konnte sie dort nichts Auffälliges bemerken. Endlich fand sie zu ihrer großen Freude ein derbes grünes Pflänzchen den Boden durchbrechen, und schon am nächsten Tage hatte es sich in zwei geteilt. Diese Zwillingspflänzchen, die sich nun nach und nach kräftig entfalteten, waren sehr verschieden von anderen Pflanzen. Sie erwuchsen rasch zu Bäumen von mächtiger Höhe und breiteten große, schöne Blätter aus, welche von allen Menschen bewundert wurden. Im Laufe der Jahre trugen diese Bäume auch Blüten und Früchte. Der eine von den beiden Kokosnußbäumen, welche den beiden Gehirnhälften Tunas entsprungen waren, war rot an Stamm, Zweigen und Früchten, während der andere von einem tiefen Grün war. So entstanden die beiden hauptsächlichsten Arten der Kokosnuß. Die rote Art war dem Gotte Tangaroa geweiht und die grüne dem Rongo. Als Abzeichen ihrer Abstammung vom Haupte Tunas trägt unveränderlich jede enthülste Nuß die beiden Augen und den Mund des Liebsten der Ina. Der weiße Kern der Nuß heißt allgemein: te roro o Tuna, d.h. das Gehirn Tunas.

16. Eine andere Sage vom Kokosnußbaum.

Ein König mit Namen Tai, d. i. „See", hatte ein Weib, welches den Namen Uta, d. i. „Küste", trug. - Uta hatte den großen Wunsch, ihre Verwandten einmal zu besuchen, aber Tai wollte es nicht gern erlauben, weil er kein passendes Geschenk wußte, welches sie den Verwandten von ihm bringen könne. Deshalb

befragte er das Orakel darüber, und der Gott befahl ihm: „Schicke Uta an den Fluß, dort soll sie einem Aal auflauern. Dem ersten, der sich zeigt, soll sie den Kopf abhauen und ihn in eine Kalebasse legen, deren Öffnung sie fest verstopfen muß. Den Körper des Aales soll sie wieder in das Wasser werfen, das Haupt aber in der Kalebasse soll sie Dir bringen."

Tai tat so, wie ihm befohlen war und schickte Uta an den Strom. Sie kehrte bald zurück und legte die wohlverschlossene Kalebasse mit dem Aalhaupt freudestrahlend zu seinen Füßen nieder. Nun befahl ihr Tai, sie solle ihre Reise antreten, und als sie dazu bereit war, gab er ihr die Kalebasse in die Hand und sprach: „Bringe diese Kalebasse Deinen Eltern und Geschwistern als Geschenk von mir. Sie birgt eine wundersame Kraft in sich: es wird ihr ein Baum entwachsen, der köstliche Früchte trägt, wie sie nie gekannt waren vorher: ~ der Kokosnußbaum. Aber Du darfst auf deinem Wege Dich niemals hinsetzen, ja nicht vom Wege abweichen, nicht schlafen, Dich von keinem sprudelnden Quell zum Baden verlocken lassen, und vor allen Dingen darfst Du nicht die Kalebasse auf die Erde niedersetzen."

Uta versprach alles und trat freudig ihre Reise an. Anfangs ging alles gut; mit der Zeit aber, als die Sonne hoch am Himmel stand, wurde sie sehr heiß und müde, und als sie einen kristallklaren Strom vor sich sah, vergaß sie ganz ihr Versprechen, setzte schnell die Kalebasse auf die Erde und sprang in das kühlende Wasser. Sie hatte schon einige Zeit im erfrischenden Bade geschwelgt, als zufällig ihr Blick auf die Kalebasse fiel. Ihr Schreck war groß, als sie sah, wie der Kalebasse ein junger Baum entsprossen war: dem Aalhaupt war ein Bäumchen entwachsen mit fremdartig-schönen Blättern. Voll Trauer über ihre Torheit rannte sie angstvoll ans Ufer und strebte mit all ihrer Kraft, den Baum aus der Erde zu reißen. Aber es war ihr nicht möglich, denn er hatte schon tief Wurzeln geschlagen.

Uta weinte lange und bitterlich. Sie konnte sich garnicht fassen in ihrem Unglück, da ward es ein Schimmer der Freude für sie, als sie einen kleinen Botenvogel ihres Mannes sah, der ihr den Befehl brachte, heimzukehren. In Scham und Furcht ging sie zu dem König zurück und berichtete ihm alles, was ihr widerfahren war.

Traurig sprach Tai zu Uta: „Gehe wieder zurück an den Platz, wo Du den Aal gefangen hast, dessen Kopf Du abschlugst und in die Kalebasse tatest. Such nach

dem lebenden, zuckenden Schwanz, und wenn Du ihn gefunden hast, nimm einen Stock und töte ihn, dann aber komme zurück und bringe mir die Botschaft."

Uta tat gehorsam, wie Tai ihr befohlen hatte, doch als sie wieder in ihr Haus trat, hauchte ihr Gatte seinen letzten Atemzug aus. Für ihr Vergehen mußte er sterben.

17. Wie Vatea die Kunst des Fischens und des Zählens erfand.

Vatea hatte einst ein riesiges Netz geknüpft und vertraute es sechs jungen Männern an, die er in seinem Gebrauche unterwies, und die so als erste der Menschen das Fischerhandwerk erlernten. Aber die Fische seines Bruders Tinirau waren zu listig, um sich leicht fangen zu lassen. Tag für Tag wurde die Schar der Flossenträger vergeblich gejagt. Schließlich riefen die sechs Fischer die Hilfe Rakas an, des Gottes der Winde. Sie baten ihn, er solle die Oberfläche des Meeres rauh machen und Vateas Netz dadurch vor dem Blicke der Fische verbergen. Vateas jüngerer Bruder Raka lieh bereitwillig seine Hilfe, und das Netz füllte sich bald bis zum Rande mit der wimmelnden Beute. Es wurde so schwer, daß die sechs Fischer es nicht mehr zu halten vermochten. Tane, der Sohn des großen Vatea, kam den Fischern zu Hilfe und hielt mit gewaltiger Hand die Fische in ihrem Netze fest. Acht Tage und acht Nächte rasten die schuppigen Gefangenen in ihrem Netze durch das weite Meer, zuletzt aber erlahmte ihre Kraft, und Tane schleppte frohlockend die reiche Beute vor die Füße seines Vaters. Vatea holte nun einen der Fische nach dem anderen hervor und nannte sie zum ersten Male mit ihren verschiedenen Namen, mit denen die Arten seitdem benannt werden, und zugleich übte er zuerst die nützliche Kunst des Zählens. ~ Schließlich aber ermüdete er sehr von dieser ungewohnten Arbeit und gab den Rest der Fische als unzählbar preis. Die erschöpften Bewohner des Meeres lagen in Haufen auf dem Riff und dem sandigen Strand, bis die steigende Flut sie wieder hinausführte in ihr angestammtes Element.

18. Rua und Tangaroa.

Eine Legende des alten Nga-Potiki-Stammes in Neu-Seeland.

Vor langen, langen, kaum noch ausdenkbaren Zeiten wohnte auf Neuseeland Rua, der Erfinder des Bildschnitzens. Eines Tages kam ihm der Gedanke, er wolle Tangaroa-o-whatu, den Meeresgott, einmal besuchen. Und er führte diesen Plan

aus und fand Tangaroa in fröhlicher Laune vor seinem Wohnsitz, den er erst jüngst hatte verschönern lassen durch – wie er behauptete – wunderbar von Hura-waikato geschnitzte Figuren. Er begrüßte Rua sehr freundlich und sprach zu ihm: „Komm mit mir und sieh Dir mein schönes Haus an; denn ohne Zweifel kommst Du, um das große Werk Hura-waikatos zu bewundern." Als sich nun Rua das Haus Tangaroas ansah, war er sehr erstaunt, zu finden, daß die wunderbaren Bildschnitzereien des Hura überhaupt kein Schnitzwerk waren, sondern einfach gemalte Figuren. Rua fragte: „Ist dies Dein berühmtes Schnitzwerk?" Tangaroa antwortete ihm: „Ja, dies ist das Schnitzwerk." Da sprach Rua: „Komm mit mir nach meinem Hause und sieh Dir an, was wirkliche Bildschnitzereien sind"; denn Rua war der Vater der Kunst des Schnitzens, und von ihm sagt das Sprichwort: „Nga whakairo, nga mahi a Rua", d. i. „die Kunst des Schnitzens, die Kunst Ruas". Das Haus Ruas bot einen wirklich überraschenden Anblick, so reich war es geschmückt mit Schnitzwerk, und so gelungen waren die Figuren.

Am bestimmten Tage machte sich Tangaroa zu seinem Besuche bei Rua auf. Schon in einiger Entfernung von Ruas Hause bemerkte er die geschnitzten menschlichen Figuren, welche die Vorderseite desselben schmückten, und er begrüßte sie mit den Worten: „Tena ra koe", d. i. „Ich grüße Euch". Dann ging er auf die Figuren zu und vollendete seinen Gruß durch Umarmung und Nasenreiben nach Landessitte; denn er dachte nicht anders, als daß diese geschnitzten Figuren lebende Männer seien, so schön war das Schnitzwerk des Rua.

Als nun Tangaroa ins Haus trat, lachte Rua, der ihn heimlich beobachtet hatte, ihn tüchtig aus und rief ihm zu: „Siehst Du, wie Du getäuscht wurdest davon? – Dies ist wirkliches Schnitzwerk!" Da schämte sich Tangaroa sehr und kehrte schweren Herzens in sein Heim zurück, aber nicht, ohne Rache genommen zu haben. Unter dem Schutze der Dunkelheit hatte er dem Rua eine große Bosheit angetan: er hatte ihm seinen Lieblingsvogel, einen Koko, entführt und ihn mit sich genommen nach seinem Hause am Grunde des Meeres.

Rua war sehr bekümmert über den Verlust seines Koko und ging sofort auf die Suche nach ihm. Er wanderte im Lande hin und her, all sein Forschen und Suchen, sein Rufen und Fragen war vergeblich. Endlich kam er an die Küste des Meeres gerade zur Zeit, als die Flut sich brach und zurückebbte nach dem Waha-o-Te-Parata (die Maori geben als Grund von Ebbe und Flut des Meeres an: ein

riesiges Ungeheuer, genannt Te Parata, liege auf dem Grunde des Meeres, und es sei das Ein- und Ausatmen der Luft aus seiner Brust, welches Ebbe und Flut hervorrufe), da hörte Rua inmitten des großen Ozeans, also in dem Heim Tangaroas, seinen Koko singen. Da wußte er, wo er geblieben war, und beschloß, ihn sogleich zurück zu holen. Er trat ein in das Königreich Tangaroas und in sein Haus, fand aber nur den Türhüter zu Hause und seinen eigenen Lieblingsvogel, den Koko. Rua fragte den Pförtner Tatau: „Wo ist Tangaroa?" Tatau antwortete: „Er ist draußen im Meere, um Nahrung zu suchen." – „Wann kehrt er zurück?" fragte Rua. Tatau antwortete: „Wenn die Schatten des Abends hereinbrechen." – Da gab ihm Rua allerlei Belehrung, was er tun solle, wenn sein Herr zurückgekehrt wäre, und sprach: „Wenn der Tag graut und Tangaroa Dich ruft: „He Tatau! Zieh die Tür zur Seite!" dann wiederhole diese Worte:

Schlaf fort! Durch die große Nacht, die lange Nacht,
die Nacht, dem tiefen Schlaf geweiht. –
Schlafe fort!

Und wenn die Strahlen der Sonne steil herniederkommen, dann ziehe die Haustür zur Seite, daß die Sonne mit aller Kraft in Tangaroas Heim scheinen kann." Er ging, seinen Koko mit sich nehmend, in seine Heimat, und als der Abend kam, kehrte Tangaroa mit seinem Volk zum Schlafen in sein Haus zurück. Am nächsten Morgen, als Tangaroa glaubte, es wäre schon Tag, schrie er seinem Türhüter zu: „O Tatau! Zieh die Tür zur Seite!" – Da sprach Tatau den Zauberspruch Ruas:

Schlaf fort! Durch die große Nacht, die lange Nacht,
die Nacht, dem tiefen Schlaf geweiht. –
Schlafe fort!

Und Tangaroa schlief weiter. – Als nun die Sonne am heißesten schien, öffnete Tatau die Schiebetür. Die Sonne schien mit aller Kraft in die Wohnung Tangaroas und tötete ihn und sein ganzes Volk.

19. Das Vermächtnis des Maaru.

Etwa zwei Meilen von Avarua ist ein Ort, genannt Kupolu, wo dereinst der bejahrte, blinde Maaru mit seinem Sohne Kationgia lebte. Sie wohnten an einem schönen Plätzchen nicht weit von dem Fuße der Berge, deren Gipfel fast immer in Wolken gehüllt ist.

Infolge beständiger Kämpfe war einst eine furchtbare Hungersnot ausgebrochen. Maaru war zu schwach geworden, das Haus zu verlassen, sodaß der Knabe, so gut er es konnte, für die Bedürfnisse des Alten und seine eigenen sorgen mußte. Kationgia konnte nichts Besseres zum Essen finden als Bananenstümpfe, die zu genießen sich für gewöhnlich niemand herabließ. Fleißig raspelte er diese Stümpfe an einem Korallenklumpen und seihte das Mehl in einen Bottich, der aus einem ausgehöhlten, festen Baume gefertigt war. Aus diesem schlechten Mehl bereitete er für sich und seinen alten Vater die kärglichen Mahlzeiten. Oft ging er aber auch an das Riff, um Fische zu fangen, in der Absicht, die jämmerliche Kost ein wenig zu verbessern. Gelang ihm dieses, so wurde die Beute an einem improvisierten Rost von grünen Kokosnußzweigen gebraten.

Der pflichtgetreue Sohn gab seinem alten Vater unveränderlich stets den größten Anteil der Bananenwurzelspeise und den größeren Fisch, während er die heftige Gier seines eigenen Hungers mit Seeschnecken und Schaltieren stillte. ~ Maaru, von der schlechten Kost geschwächt, argwöhnte, daß Kationgia ihm einen Possen spielte. Vielleicht bestand das Geheimnis der scheinbaren Fröhlichkeit seines Sohnes, der nie klagte, darin ~ so mutmaßte er ~, daß dieser alle guten Dinge für sein eigenes Mahl zurückbehielt, da er wußte, daß sein Vater stockblind war. Fest entschlossen, die Wahrheit an den Tag zu bringen, wartete er, bis sein Sohn ans Riff gegangen war, um zu fischen. Dann tastete er sich nach der Kalebasse für Salzwasser hin und schüttete deren Inhalt aus. Zu pünktlicher Zeit kehrte der Sohn mit etwas Fisch zurück und bereitete das Mahl vor. Da entdeckte er zu seiner Überraschung, daß das Salzwasser verschwunden war. Ohne ein Wort der Klage ging der Bursche zurück an die Küste, um die Kalebasse neu zu füllen mit dem unentbehrlichen Gewürz.

Das war es gerade, was der alte Vater wünschte. Es war alles für sein eigenes und seines Sohnes Mittagessen ausgebreitet, und so konnte er sich überzeugen, wovon sein Sohn lebte. Zu seinem Kummer fand er, daß Kationgia wirklich gehungert hatte, während er selbst beständig die einzig erträgliche Kost, die zu erlangen war, gegessen hatte. Maaru weinte bei dem Gedanken daran, was sein armer Junge für ihn erduldet hatte, aber als er endlich die Tritte des braven Burschen hörte, tat er seinen Tränen Einhalt.

Das Mahl wurde unter Schweigen beendet. Dann bat der alte Mann Kationgia, zu ihm zu kommen, und der Knabe gehorchte voller Verwunderung. Der blinde

Maaru befühlte seinen ganzen Körper und fand, daß sein Sohn zum Skelett abgemagert war. Vater und Sohn weinten bitterlich zusammen.

Am nächsten Tage befahl Maaru dem Kationgia, einen Ofen vorzubereiten. „Was haben wir denn zu kochen?" fragte der Sohn erstaunt. Der Vater wiederholte seinen Befehl. Als der Ofen fast fertig war, schickte Maaru seinen Sohn hin, bei den Pfosten des Hauses zu graben, wo er in weiser Voraussicht während einer früheren Zeit der Fülle eine Menge Nahrung verborgen hatte für die Zeit des Mangels.

In der Nähe des ersten Pfostens war eine große Menge von „mâi", d. i. saure Brotfrucht, sorgsam in Blätter verpackt. Bei dem zweiten Pfosten war eine Anzahl vortrefflicher Kastanien. Die Krone des ganzen, ein Bündel von Kokosnüssen, wurde entdeckt nahe bei dem dritten Hauptträger ihrer Behausung. ~ Es sagte der alte Vater zu seinem Sohne: „Koche alle diese Nahrung, denn wir wollen ein Festmahl haben heute abend. ~ Wenn ich nicht mehr bin, dann grabe bei all den kleineren Pfosten dieses Hauses, und Du wirst viele Vorräte finden, vorsorglich für diese Zeit der heftigen Not geborgen."

An diesem Abend schwelgten Vater und Sohn in dem Genusse einer herrlichen Mahlzeit. ~ Danach sprach Maaru feierlich: „Ich habe mein letztes Mahl gegessen. Ich sterbe. ~ Sobald der Atem meinen Körper verlassen hat, bringe mich nach Nikao (einem guten Fischplatz in etwa einer Meile Entfernung). Aber auf keinen Fall trage mich, sondern ziehe mich dorthin. Verbirg meinen Körper im Gebüsch und bedecke ihn gut mit Blättern und Gras. Nach vier Tagen komm und sieh nach meinem Körper. Solltest Du Würmer darauf kriechen sehen, dann bedecke mich wieder mit frischem Laub und Gras. Nach weiteren vier Tagen komm zurück ~ und etwas ganz Besonderes wird sich ereignen. Es wird Dir etwas nach Deinem Hause folgen. ~ Der Friede wird wieder hergestellt werden auf diesem Eiland, und Du wirst König werden."

In derselben Nacht starb der alte Mann. Kationgia führte getreulich die letzten Wünsche seines Vaters aus. Er bettete seinen Körper in dem dichten Eisenholzwald unweit des schönen, weißen, sandigen Strandes von Nikao. Nach Verlauf von vier Tagen besuchte der Jüngling das einsame Grab wieder und sah Würmer darin umherkriechen. Nach dem Gebote Maaru's sammelte er eine Menge frischer Blätter und frischen Grases und häufte alles über dem Körper zu einer großen Höhe. Als er nach weiteren vier Tagen einen zweiten Besuch an dem Grabe machte, war er

überrascht zu sehen, wie sich die ganze Masse seltsam hob; – es war alles in Bewegung. Dadurch beunruhigt, rannte er voller Schrecken heim. Aber seine Schritte wurden behindert durch viele ihn umdrängende Tiere, und seine Ohren wurden gepeinigt von dem ungewohnten Grunzen der ersten Herde von Schweinen auf Rarotonga. In dieser ersten Schar waren schon alle verschiedenen Arten von weißen, schwarzen und gefleckten, welche man seit jener Zeit kannte, vertreten. – Diese jungen Schweine folgten Kationgia nach seinem Heim am Fuße der Berge, sie wuchsen prächtig heran und machten ihren Besitzer berühmt auf der ganzen Insel.

Kationgia war nun ein sehr geachteter Mann und nahm ein Weib aus angesehener Familie. Bald herrschte wieder Frieden auf der Insel und eines Tages wurde Kationgia, der einzige Besitzer einer so großen Herde stattlicher Tiere, zum König erwählt. – So wurde seine treue Sohnesliebe reich belohnt.

Bis auf den heutigen Tag werden die Schweine in Erinnerung an diese Geschichte in Rarotonga genannt: „e iro no Maaru", d. i. Würmer des Maaru.

20. Ein Streifzug in die Unterwelt.

Ouri gebar Oema zwei Söhne, von welchen Arii der ältere und Tavai der jüngere war. – Die Verwandten des Vaters hatten einst den kleinen Tavai, welcher seiner Mutter Liebling war, wegen eines geringfügigen Vergehens hart geschlagen. Darüber war Ouri so erzürnt auch gegen ihren Gatten, daß Oema in die Unterwelt hinabstieg, um dort seine Schande zu verbergen. Sein Weib empfand bald Reue über ihre Heftigkeit, indessen wartete sie vergeblich, daß ihr Mann zurückkehren werde.

Klein-Tavai, von Natur ein braver Junge, beschloß nun, seinen Vater zu suchen. Als er von seinem Vorhaben erzählte, wurde er von seiner Mutter heftig gescholten, während sein Bruder freiwillig bereit war, ihn zu begleiten. – Es sagte Tavai zu Arii: „Bleibe doch hier, um unsere Mutter zu beschützen!" – Aber Arii wollte auf keinen Fall hinter seinem jüngeren Bruder zurückstehen.

Als nun die Mutter einsah, daß es ihr unmöglich sei, ihre geliebten Kinder zurückzuhalten, da enthüllte sie ihnen das Geheimnis des Weges in das Geisterland und lehrte sie die notwendige Zauberformel.

Die Brüder wandten diesen Zauber an, die Erde klaffte jäh auseinander, und die Jünglinge stiegen in den Abgrund hinab. So gelangten sie in das Land der

blinden Kui. Arii fürchtete sich sehr vor dieser Unholdin und gestand dies seinem jüngeren Bruder. Der aber gab ihm zur Antwort: „Ich habe Dir nicht geraten, mitzukommen, aber Du wolltest ja Deinen eigenen Willen haben."

Kui war eben damit beschäftigt, ihren Ofen für ihre Mahlzeiten zuzurichten, als die Brüder sich näherten und schweigend ihre Tätigkeit beobachteten. Sie argwöhnte nichts von der Gegenwart der Eindringlinge.

Die Nahrung in ihrem Ofen bestand aus:

Zwei Köpfen Taro,
zwei Pisangs,
zwei Hälften einer Brotfrucht,
zwei Päckchen sauren Brotfruchtteiges.

Sie bedeckte ihren Ofen mit einem tüchtigen Haufen von Blättern und preßte sie mit großen Steinen nieder. Dann setzte sich Kui – ohne Verdacht zu schöpfen – ruhig in ihr Haus. Als sie meinte, daß ihre Speisen gar seien, öffnete sie den Ofen, um sie herauszunehmen. Sie nahm einen Taro auf und legte ihn in ihren Korb. Aber als sie nach dem zweiten griff – siehe da – er war fort. Kui war sehr überrascht, aber sie sagte nichts, sie dachte nur bei sich selbst: „Was für ein Vermessener ist in mein Land eingedrungen und stiehlt mir meine Nahrung?

Dann nahm Kui einen Pisang auf und legte ihn in ihren Korb, aber als sie nach dem zweiten griff, war auch der verschwunden. Und ebenso war es mit der Brotfrucht und mit den Päckchen sauren Brotfruchtteiges.

Jetzt war die alte, blinde Frau aufs äußerste gereizt, sie rief aus: „Wer es auch sei, der so vermessen war, in mein Land zu kommen, ich will ihn verschlingen!" – Dann ging sie mit ihren arg verringerten Vorräten in ihr Haus zurück.

Tavai flüsterte seinem älteren Bruder zu: „Hüte Dich vor ihrer List! Rühre nichts an, was ihr gehört!" – In diesem Augenblick kam Kui, die Blinde, wieder heraus mit einem schrecklichen Angelhaken bewaffnet, der an einer langen Leine befestigt war. Sie schwang ihn rückwärts und vorwärts, fortwährend eine Beschwörung zum Fange der Diebe singend. Die Burschen suchten die gefährliche Angel zu vermeiden und warfen ein Pandanus-Scheit danach. Das Scheit hakte auch daran fest. Während Kui mit großer Befriedigung die Leine einzog, sangen die Knaben:

Bring erst den Fisch in sichere Hut,
Denn bitter ist, was sonst Betrug antut.

Worauf Kui erwiderte:

Dem, den ich mir gefangen,
Dem hilft kein Flehn und Bangen;
Denn meine Leine heißt die Unteilbare,
Ernährer der Unsterblichen mein Haken.

Kui ergriff nun ihr vermeintliches Opfer, aber ~ welche Enttäuschung ~ es war nur ein Stück Holz. In großer Wut darüber warf sie wieder ihre schreckliche Angel aus und traf diesmal den älteren Jungen Arii. Beide Brüder weinten bitterlich, als Kui wieder wie vorher ihr unheilvolles Lied sang. Jedoch in dem Augenblicke, als das jugendliche Opfer fast herangezerrt war an den Torweg, wo das grausame blinde Weib saß, da lief der tapfere kleine Tavai herbei, ergriff die Schnur und riß sie mit Aufbietung seiner ganzen Kraft auseinander. So errettete der Tapfere den Arii aus den erbarmungslosen Klauen der Unholdin. Die glücklichen Brüder betraten nun das Haus der jetzt völlig wehrlosen Kui, und ~ als sie das Steinbeil entdeckten, mit welchem sie ihre Opfer ums Leben zu bringen pflegte, erschlugen sie die böse Kui damit. Ihr schrecklicher Körper wurde in Stücke gehauen, ihr Haus wurde niedergerissen und in Brand gesteckt, und das Feuer verzehrte alles, was dieser Feindin der Menschen gehört hatte.

Nach diesem guten Erfolge schlug Tavai vor, daß sie die Suche nach ihrem Vater fortsetzten, und daß Arii die Führung übernehme. So schickten sie sich an, das Land der blinden Kui zu verlassen, und sie gelangten bald an die Küste des Meeres und wanderten weiter über die See. Sie sahen in einiger Entfernung einen roten Streifen vor sich auf dem Wasser. Näher kommend, sahen sie, daß es ein roter Haifisch war, der unter der Oberfläche schwamm. Arii zitterte und bat Tavai sehr, voran zu gehen. Aber Tavai weigerte sich hartnäckig, und so mußte Arii doch den Anfang machen. Der große Haifisch stieg nun nach oben und sprach zu ihnen:

„Verwegene Wanderer über dem Meer
Hinab in den Magen! Mich hungert sehr."

Diese Worte erfüllten beide Burschen mit großem Schrecken. Tavai aber faßte sich gleich wieder und antwortete: „Seid Ihr nicht unser alter Ahne Nutaravaivaria? Und sind wir nicht die Kinder von Oema und Ouri?" Als der riesige Fisch erfuhr, daß die Knaben seine eigenen Enkel waren, erlaubte er ihnen, auf seinen Rücken zu kommen und brachte sie sicher an den Strand von Rauai'a-Nui, wo Tavai landete.

Der rote Haifisch bat nun Tavai, er möge ihm als Dank den Arii zu essen geben. Aber der tapfere Junge sagte: „Du darfst ihn nicht verzehren, denn ich habe nur den einen Bruder.“ Dreimal bat der rote Haifisch um Arii: dreimal erhielt er abschlägige Antwort von Tavai. Nun gab es aber in diesem neuen Lande einen großen Überfluß an Kokosnüssen. Tavai stieg auf die Bäume und pflückte so viel davon, daß der Boden überall mit gefallenen Nüssen bedeckt war. Dann war es seine nächste Arbeit, die Nüsse zu vieren zusammenzuknüpfen und sie zu zählen, Alles in allem waren es wohl tausend, mit welchen er unter großen Mühen den Rücken des roten Haies belud. Und nicht eher, als bis ihm auch die letzten vier gegeben waren, gab der Haifisch den Bruder frei.

Arii und Tavai verbrachten auf dem Eiland, wo sie der Fisch abgesetzt hatte, drei Tage; am Morgen des vierten kam der rote Haifisch zurück. Die Burschen stiegen wieder auf seinen breiten Rücken und wurden von ihm über das Meer getragen, um ihren verlorenen Vater zu suchen. Die Knaben hatten sich mit Kokosnüssen reich versorgt, auch für eine lange Reise. Schließlich aber war der ganze Vorrat bis auf eine Nuß aufgezehrt, doch es wollte ihnen nicht gelingen, diese letzte zu öffnen. Als die Hungrigen sich keinen Rat mehr wußten, zerschmetterten sie die Nuß an dem Kopfe des Haies. Von Schmerz gepeinigt, tauchte der rote Haifisch unter bis auf den Grund des Meeres und ließ die Knaben an der Oberfläche zurück. Als nach längerer Zeit Ariis Kraft schon erschöpft war, stieg der rote Haifisch wieder herauf und brachte die undankbaren Knaben, deren Vergehen er großmütig verzieh, an eine Küste, welche die entfernteste Grenze des Geisterlandes war.

Die Brüder spürten zunächst nach den Einwohnern des unbekannten Landes. Bald trafen sie einen Mann, welcher sie fragte, wohin sie wollten. Sie erzählten ihm, daß sie auf der Suche nach ihrem Vater wären und fragten ihn, ob er ihnen nicht irgend einen Rat geben könne. Der alte Mann riet ihnen, das Orakel zu befragen. Die Brüder befolgten seinen Rat und wanderten sogleich nach der Behausung eines berühmten Zauberpriesters. Ohne besondere Umstände öffneten sie die Tür und traten ein. Der Priester fragte böse: „Welcher Fremde wagt es, in mein Land zu kommen?“ – Tavai, entrüstet über den unfreundlichen Empfang, schlug kurz entschlossen den Priester auf den Kopf, sodaß er sich krümmte vor Schmerz, und fragte nach dieser Demütigung den Priester, wo Oema wäre. Der Priester antwortete: „Drüben, – er ist tot. Geh nur, bis Du ein altes Weib triffst, sie hütet seinen Leichnam.“

Schnell setzten die Brüder ihre Wanderung fort und nach einiger Zeit begegneten sie in der Tat einer uralten Frau. Sie fragten sie gleich, wo der Leichnam Oemas ruhe. Sie antwortete mit hohler Stimme: „Im Unrat." ~ Die Brüder befahlen kurz: „Geh, Alte, ~ führe uns dorthin!" ~ und folgten der alten Hexe dicht auf den Fersen. Auf einem freien Platze angekommen, fanden die Betrübten das Skelett Oemas. Sorgsam sammelten sie seine Gebeine und betteten sie sanft auf eine Matte. Dann töteten sie das alte böse Weib und verbrannten ihr Haus. Doch noch nicht zufrieden damit, erschlugen sie auch noch den Zauberpriester und den Mann, den sie zuerst getroffen hatten und steckten deren Häuser ebenfalls in Brand.

Dann endlich begaben sich die braven Jungen Arii und Tavai auf den Rückweg in die Oberwelt, um ihrer Mutter Ouri die Gebeine ihres lange vermißten Ehemannes zu bringen. Sie wanderten wieder denselben Weg, und die Kluft öffnete sich wieder, als Tavai die Zauberformel gebrauchte, die seine weise Mutter ihn gelehrt hatte.

21. Tapairu, die Schöne aus dem Feenlande.

In Rarotonga bei dem hübschen Dorfe Aorrangi befindet sich die kleine Quelle des Vaitipi. Jede Nacht nach Vollmond stiegen ein Mann und ein Weib von blendend weißer Hautfarbe dort aus dem kristallklaren Wasser empor. Wenn alle Bewohner dieser Welt in Schlaf versunken waren, kamen die beiden herauf aus dem Schattenreich, um Taro, Pisang, Bananen und Kokosnüsse zu stehlen. Alle diese guten Dinge nahmen sie mit zurück in die Unterwelt, um sie dort zu verzehren.

Allmählich schöpften die Feen den Verdacht, daß sie von den Sterblichen bemerkt worden wären. ~ Die Menschen hatten in der Tat den Plan ersonnen, die beiden zu fangen. Zu diesem Zweck fertigten sie ein großes, starkes Schöpfnetz an und bewachten die Quelle allnächtlich. ~ Beim ersten Scheine des neuen Mondes nun kamen die Geister wieder auf die Oberwelt und gingen wie gewöhnlich daran, die Pflanzungen zu plündern. Die Menschen aber breiteten das große Netz sorgfältig auf dem Boden der Quelle aus und begannen die Jagd auf die schönen, seltsamen Wesen aus der Geisterwelt. ~ Das schöne Wassermädchen erreichte die Quelle zuerst wieder und tauchte dort unter, aber es fing sich gleich im Netze und

wurde im Triumph fortgetragen. Dann versenkten die Menschen das Netz aufs neue, aber ein kleines Plätzchen der Quelle blieb unbedeckt, und es glückte dem Wassermanne, dadurch zu entkommen. Die liebliche Gefangene aber wurde das zärtlich umhegte Weib des Häuptlings Ati, welcher sorgfältig die Quelle mit Steinen füllte, damit sein geliebtes Weib aus dem Geisterreiche nicht wieder in die Unterwelt entkomme.

Das ungleiche Paar lebte sehr glücklich miteinander. Atis Weib war in ganz Rarotonga bekannt als die „Unvergleichliche des Ati". Sie söhnte sich aus mit dem Leben der Sterblichen und war zufrieden mit ihrem neuen Geschick. – Als sie nach einiger Zeit hoffen durfte, ihrem Gatten ein Kind zu schenken, bat sie ihn: „Töte mich, aber pflege zärtlich unser Kind!" – Ati aber weigerte sich hartnäckig, ihre furchtbare Aufforderung, sie zu töten, zu befolgen. Und so wurde sie bald die Mutter eines schönen Knaben. Aber sie war immer traurig, und eines Tages, als der Knabe schon etwas herangewachsen war, hörte ihr Gatte sie bitterlich weinen. Er fragte sie mitleidig nach dem Grunde ihres Kummers, da erzählte sie ihm, daß sie um ihren nahen Tod trauere: es sei das Los aller Mütter aus dem Feenreich, zu sterben, wenn sie einem Kinde das Leben gegeben haben. Sie fragte ihn, ob er ihr erlauben würde, freiwillig in das Reich der Geister zurückzukehren, da das grausame Geschick sie doch sonst bald treffen und allem ein Ende machen würde, auch bat sie ihn sehr, sie zu begleiten.

Ati willigte schweren Herzens ein. Er befahl, die großen Steine aus der Quelle heraufzuholen, um den Weg in die Unterwelt wieder frei zu machen. Atis Gattin ließ alle Arten von Pflanzengummi sammeln und bestrich sorgfältig den ganzen Körper ihres Mannes damit, um ihm dadurch seinen Abstieg in das Schattenreich zu erleichtern. Dann tauchte sie, ihn fest an der Hand haltend, auf den Grund der Quelle. Sie hatten den Eingang zur unsichtbaren Welt fast erreicht, als Ati so erschöpft war, daß sein Weib aus Mitleid mit ihm wieder an die Oberwelt zurückkehrte. Fünfmal wurde der Versuch wiederholt, aber jedesmal vergeblich. Die Schöne aus dem Feenland weinte herzzerbrechend, weil sie einsah, daß es ihrem Gatten nicht vergönnt war, sie zu begleiten, denn nur die Geister der Toten und die Unsterblichen können in das Schattenreich gelangen.

In großem Kummer umarmten sich die beiden Gatten, und die „Unvergleichliche" sprach: „So muß ich denn allein in die Unterwelt gehen. Dort will ich lehren,

was ich von Dir gelernt habe." ~ Danach tauchte sie in das klare Wasser und wurde niemals wieder gesehen auf Erden.

Traurig ging Ati in sein Haus zurück. Von der Zeit an wurde sein Sohn zum Andenken an seine verlorene Mutter genannt: „Ati-ve'e", d. i. Ati, der Verlassene. Er war gleich seiner Mutter aus dem Geisterland von außerordentlicher Schönheit, aber sonderbarerweise waren seine Nachkommen dunkel gleich gewöhnlichen Sterblichen.

Das alte Lied des Ati-Geschlechtes singt noch heute von dem lieblichen Weibe:

Sie ist niedergestiegen in die Geisterwelt!
Menschen, lobt die Göttliche, die Ati an der Quelle zuerst sah.
Nun ist sein Herz voll Kummer.

Zur Erinnerung an die schöne Ahnherrin aus dem Feenlande ist seit jener fernen Zeit der Name „Tapairu", d. i. Unvergleichliche, allgemein geworden.

22. Die Geschichte von Rua-Kapana.

Pou-ranga-hua war ein Häuptling der alten Völker des Landes. Sein Weib war Kanioro, die eine Schwester von Taukata war. ~ Pou-ranga-hua lebte in Turanga, dort vollführte er viele Wundertaten. Eins von seinen Werken ist die Erschaffung des Sees von Te Papuni, die er mittels einer Karakia, d. i. Beschwörung, welche die Hügel zusammenrücken und dadurch das Tal abschließen ließ, verursachte. ~

Pou' hatte nach reiflicher Überlegung beschlossen, sich in Turanga-nui-a-Rua ein Haus zu bauen, und als er es fertig gestellt hatte, begab er sich auf die Reise nach dem Kauae-o-Muriranga-whenua, um sich Steine für seinen Feuerplatz zu holen. Als Pou' in seinem Kanu auf dem Ozean war, erhob sich ein Sturm und trieb sein Boot weit fort quer über die düsteren Wasser. Vermutlich war es der schreckliche Taniwha (Dämon) Rua-mano, der Pou' über das „Meer des Kiwa" (den Großen Ozean) führte und ihn schließlich an die Küste von Pari-nui-te-ra in Avaïki warf. ~ Als Pou' um sich sah, bemerkte er, daß er in einem fremden Lande war und erschrak sehr. Bald kam er mit einigen der Landesbewohner zusammen. Unter ihnen war der große Häuptling Tane-nui-a-rangi, welcher Pou' wohlwollend mit sich nahm in sein eigenes Heim und ihn mit Sorgsamkeit behandelte. So wohnte Pou' längere Zeit unter dem freundlichen Volke von Avaïki in einem schönen und milden Lande.

Während all dieser Zeit verweilte sein treues Weib Kanioro in dem Whare-potae, dem Hause der Trauer. Es gab keinen Frieden mehr für sie, das Licht der Sonne war für sie erloschen, denn die Trauer um den Tod ihres Gatten raubte ihr alles Glück.

Pou', der in dem fremden Lande wohnte, dachte immer darüber nach, wie er es anstellen könne, wieder zurückzukehren in die „weiße Welt des Maui", d. i. Aotea-roa (Neu-Seeland) und sein Weib wiederzusehen, die geliebte Kanioro von Nga-Tai-a-kupe. Deshalb sprach er eines Tages zu Tane: „Wie kann ich zurückkommen in mein Heim zu Aotea-roa?" – Tane antwortete: „Du mußt Deinen Vorfahren Tawhaitari bitten, Dich mitzunehmen über die großen Wasser." Tawhaitari aber war ein gewaltig großer Vogel dieses wunderbaren Landes. Pou' erreichte es, daß der Tawhaitari ihm versprach, ihn zurückzubringen zu seiner Kanioro. Ehe er aber seine Reise antrat, ging er noch einmal auf den Gipfel des Pari-nui-te-ra und holte sich dort zwei Bündel von Kumara (Süßkartoffel), denn diese wertvolle Nahrung war damals noch unbekannt in seinem Heimatlande. Der Name des einen Bündels war Hou-takere-nuku und der des anderen Hou-takere-rangi. Er erhielt auch noch zwei Kakeru, d. i. Kopfschmuck, Manini-tua und Manini-aro genannt. Alles dieses befestigte er gut auf dem Rücken des Vogels und schwang sich dann selbst hinauf. Der große Vogel wollte dann seinen langen Flug beginnen, aber er vermochte es nicht, sich zu erheben, weil er zu schwer beladen war. Da sprach Tane zu Pou-ranga-hua: „Hole Deinen Ahnherrn Te Manu-nui-a-Rua-Kapana – den großen Vogel Rua-Kapana". Pou' tat es, er packte die Last auf den Rücken des Rua-Kapana und stieg selbst hinauf. – Tane sprach zu ihm diese Abschiedsworte: „Leb wohl! – Du gehst jetzt fort in Deine Heimat, weit, weit von hier jenseits der dunklen Wasser. Leb wohl, und tue, was ich Dir sage: – sei freundlich mit Deinem Ahnherrn, mit Rua-Kapana. Erlaube ihm nicht, in Deiner Heimat zu landen, sondern, wenn er, der Küste näher kommend, sich schüttelt, springe schnell herab, damit der Vogel ungefährdet hierher zurückkehren kann."

Pou' nahm Abschied von Tane, und Rua-Kapana erhob sich in die Luft und nahm seinen Weg quer über den Moana-nui-a-Kiwa (Großen Ozean) und trug Pou-ranga-hua und seine Beute der Heimat Kanioros zu. – Tanes Warnung, die er Pou' mit auf den Weg gab, hatte folgenden Grund: Auf dem Gipfel des Berges Hikurangi, welcher in weiter Ferne der aufsteigenden Sonne zu liegt, hauste ein

Tipua oder Dämon in Gestalt eines alten Mannes, dessen Name war Tama-i-waho. Dieser Tama war von teuflischen Kräften besessen, und so groß war seine Herrschaft über Zauberei und Teufelskünste, daß kein lebendes Wesen diesen schrecklichen Berg passieren konnte, alle wurden vernichtet und verschlungen von Tama, dem Unhold des Hikurangi. Nur eine Zeit gab es, wo dieser höllische Ort passiert werden konnte, das war, wenn sich die Sonne so geneigt hatte, daß sie ihre Strahlen in Tamas Gesicht warf, dann waren seine Augen so geblendet, daß er nicht imstande war, etwas zu sehen.

Also kamen Pou-ranga-hua und Rua-Kapana vom fernen Avaïki. In der Nähe des Hikurangi warteten sie, bis die Sonnenstrahlen schräg in Tamas Augen fielen, und flogen dann schnell über die schreckenreiche Stätte. Sie hörten dann noch, wie der geblendete Tama schrie: „Wer ist es, der Tamas Berg zu ersteigen wagt?" – Aber als dem bösen Dämon die Sehkraft wiederkehrte, waren Pou' und sein Vogel-Freund längst aus seinem Bereich. – Unweit der Küste von Turanga schüttelte sich der Vogel zum Zeichen für Pou', daß er absteigen müsse, damit Rua-Kapana wieder ungefährdet nach Avaïki zurückgelange. Aber Pou' weigerte sich und blieb auf dem Rücken des Vogels sitzen, und zwang ihn so, mitzukommen nach seinem Heim in Turanga. Der große Vogel Rua-Kapana wußte nun, daß sein Todesurteil gefällt war und an ihm vollzogen würde, wenn er den teuflischen Schatten des Hikurangi-Berges passierte, und er sprach: „O Pou'! was für ein schlechter Mann bist Du!" Aber er erhielt nur die Antwort: „Pou' kehrt nur einmal zurück; die Tür an der Straße nach Avaïki ist verschlossen." Dieses waren Pou-ranga-huas Worte.

Als sie sich Turanga näherten, griff Pou' unter die Flügel des großen Vogels und pflückte davon die feinen Federn. Diese warf er in das Meer und davon erwuchs am selben Platze ein „Kahika" (Podocarpus dacrydioides), Makauri genannt, und dieser Baum trägt noch heute Frucht im Ozean. Und ein Zweig dieses Kahika war abgebrochen und an Land geworfen. Von diesem Zweige kommen die schönen Wälder, welche zwischen Ma-karaka und Te Waerenga-a-hika liegen, die ebenfalls bekannt sind unter dem Namen Makauri.

So zwang Pou' den Rua-Kapana, ihn ganz bis aufs Festland zu bringen, dann trat der große Vogel seine Rückreise nach Avaïki an, als er aber den Hikurangi überflog, kam er in die Gewalt des Bergdämons Tama-i-waho und wurde von ihm getötet. So endete Manu-nui-a-Rua-Kapana.

Pou-ranga-hua pflanzte seine Kumara (Süßkartoffel) in die Anpflanzungen bei Manawa-ru zu Turanga. Auf diese Weise kam die Süßkartoffel in diesen Landstrich.

Dann ging Pou' nach seinem Heim, dem Orte, wo er sein Weib zurückgelassen hatte. Er fand sein Haus verschlossen, und alles sah aus, wie seit langer Zeit verlassen und war wild bewachsen mit allerlei Kraut. In dem verwüsteten Hause aber trauerte Kanioro um ihren verlorenen Gatten.

Pou' klopfte an die Tür des Hauses, und Kanioro rief:

„Wer klopft dort draußen?"

„Ich bin es, o Kanioro! Es ist Ranga-hua."

Die Stimme des Weibes ließ sich hören:

„Ranga-hua wurde fortgetragen von den Hau-o-pohokura."

„Gib mir etwas von Deinen wertvollsten Schätzen, o Kanio!"

„Zu welchem Zwecke?"

„Als eine Belohnung, o Kanio! Eine Belohnung für den Manu-nui-a-Rua-Kapana."

Dann zog Kanioro die Tür zur Seite, und Pou-ranga-hua trat in sein Haus und zündete ein Feuer darin an. Kanioro gab ihm ihre Schätze, um die er sie gebeten hatte, denn ihre Freude war groß. Seit dieser Zeit legte sie den Namen Kanioro ab und nannte sich Tangi-kura-i-te-rangi.

Inzwischen erwartete Tane-nui-a-rangi besorgt die Rückkehr des großen Vogels Rua-Kapana nach Pari-nui-te-ra, denn die Zeit, die er für seine Ankunft angesetzt hatte, war längst verflossen. Schließlich erfuhr er, daß der Vogel erschlagen wäre von Tama, dem Ungeheuer des Zauberberges. Da war er sehr traurig und er ließ Taukata herbeirufen und befahl ihm, daß er sich sofort auf die Suche nach dem vermißten Vogel und dem, der ihn getötet, begeben solle. Und Tane sprach zu Taukata: „An einem Zeichen, das ich Dir nennen werde, wirst Du den Mörder von Rua-Kapana erkennen: es ist das Zeichen des Niho-tapiri" (unregelmäßig gewachsene Zähne).

Taukata wurde über das Meer geführt von einem Wasser-Dämon, so kam er vom fernen Avaïki nach dem Lande Aotea-roa (Neu-Seeland).

Die Dunkelheit der Nacht war auf die Erde herabgestiegen, als Taukata an den „verzauberten Berg", den Hikurangi, gelangte. Er verbarg sich in der Nähe der Pforte

des Hauses von Tama-i-waho, und sprach dort die kräftigsten Beschwörungen und Zaubersprüche aus. Dann betrat er kühn die Wohnung des schrecklichen Ungeheuers und setzte sich zwischen die Diener Tamas. Er lauschte ihrem Gespräch, konnte aber nichts davon verstehen, und als an ihn die Reihe kam zu reden, sprach er diese Worte: „E kore e tangi te whati-tiri, no-e, no-e" (d. i. „der Donner will nicht tönen, no-e, no-e"). Zur selben Zeit klopfte er auf die Schulter des Mannes, den er für den Mörder Manu-nuis hielt. Das vergnügte die versammelten Leute so, daß sie alle anfingen zu lachen und dabei die Zähne zeigten. Das war es, was Taukata wollte: er blickte eifrig umher und hatte bald genug gesehen. Dann rief er: Laßt uns die Feuer auslöschen und alle schlafen gehen. Bald schliefen alle fest. Aber siehe da, den Taukata! Er fertigt einen großen Korb und packt den Körper des Besitzers der ungleichen Zähne hinein. Dann spricht er die Beschwörung, den magischen Zauber, welcher in tiefen Schlummer versetzt. ~

Es war der Spruch:

Schlaf fort! Schlaf fort durch die große Nacht, die lange Nacht,
Die Nacht, dem tiefen Schlaf geweiht. ~
Schlafe fort!

So sperrte Taukata den schlafenden Mann in den großen Korb, und so tief war der Schlummer des Mannes, daß er niemals erwachte auf der ganzen langen Reise nach Avaïki. ~ ~

Jetzt sind sie in Pari-nui-te-ra, dem Lande der Fülle. Das Licht des Tages kommt, die Sonne scheint strahlend, und Taukata ist zurückgekehrt vom Berge des Tama, des Dämon ~ zurückgekehrt mit dem Mörder des großen Vogels Rua-Kapana. Es ist der Tag der Rache. Das Volk des Landes ist versammelt: Der große Häuptling nähert sich: es ist Tane-nui-a-rangi ~ der große Tane der Himmel.

Taukata steht bei dem Körper des noch schlafenden Gefangenen. Er spricht: „Erwache, damit Du nicht denkst, Du schläfst in deinem Heim!" Da erwacht der Mann, erwacht und blickt umher, weit ins Land. Er sieht das fremde Land, ~ das Land der steilen Felsen, der strahlenden Sonne; er sieht das versammelte Volk, sieht Taukata und Tane, und dann kommt der Gedanke: es ist der Tod.

So erreichte die Strafe den Unhold. Er wurde getötet und verzehrt, so wie er getan hatte an ihrem geliebten: Te Manu-nui-a-Rua-Kapana.

23. Abenteuer in der Geisterwelt.

Auf der „Heiligen Insel" lebte Eneene mit seinem Weibe Kura und seiner Schwester Umuei. - Die beiden Frauen, die jung und schön waren, durchstreiften gern die Wälder, um süßduftende Blumen zu suchen, aus denen sie Kränze und Halsbänder flochten. Einst hatten sie das Glück, einen edlen Bua-Baum zu finden, dessen weitreichende Zweige mit duftenden gelben Blüten bedeckt waren. Die beiden Schwägerinnen saßen eine Weile an seinem Fuße und berieten eifrig über die Verteilung der Beute. Es verstand sich von selbst, daß Kura an der einen und Umuei an der anderen Seite des Baumes sammeln sollte, aber der große mittlere Zweig schien der köstlichste von allen, und auf wessen Anteil sollte er kommen? Schließlich kamen sie überein, daß Kura diesen Schatz bekommen sollte.

Die jungen Frauen machten sich nun eifrig ans Werk. Nach einiger Zeit aber bemerkte Umuei, daß Kura noch viel mehr zusammenbrachte, als ihr zukam, und um diese dafür zu strafen, nahm sie den begehrten Mittelzweig für sich. Aber in diesem Augenblick geschah es, daß Kura auch ohnedies für ihre Begehrlichkeit gezüchtigt wurde; denn der Zweig, auf welchen sie sich stützte, um ihrer Schwägerin zuvor zu kommen, brach plötzlich ab. Kura mit ihrem Korbe und allem fiel mit dem Zweige des heiligen Baumes, die Erde tat sich auf, sie fiel und fiel, bis sie in Avaïki, dem Geisterreich, anlangte. Die Geister, die zufällig auf Wache waren, fingen sie in ihren Armen auf, sodaß sie mit dem Leben davon kam.

Nun wurde Kura in großer Eile weit fortgeschleppt als Gefangene und am Mittelpfosten eines Hauses festgebunden. Die Unterirdischen, welche das „Heer des Marama" genannt wurden, beschlossen, Kura am nächsten Tage zu kochen und zu verspeisen. Ein Wächter wurde für sie eingesetzt, der hieß Tiarauau und war alt und blind. In regelmäßigen Abständen schrie der alte Mann immer wieder: „Eh, Kura, eh!", worauf sie stets mit: „Eh, Tiarauau, eh!" antworten mußte. Auf diese Weise überzeugte sich der wachsame alte Mann von der Anwesenheit seiner Gefangenen.

Umuei, die den plötzlichen Fall und das völlige Verschwinden Kuras in der Tiefe mit größtem Entsetzen beobachtet hatte, lief weinend zu Eneene mit ihrer schlimmen Botschaft. Dieser, in banger Sorge und Sehnsucht nach seinem Weibe, besann sich seines Gottes Tuma taranua, der selbst aus Bua-Holz geschnitzt war.

Er nahm ihn in seine Arme und ging, des Gottes Hilfe erflehend, nach der Stelle, wo vor kurzem erst sein Weib verschwunden war. Dort öffnete sich, als er die Gottheit des heiligen Bua-Baumes anrief, die Erde, und er stieg hinab in das Geisterland. Sofort begann Eneene dort sein geliebtes, junges und so plötzlich seinem Blick entschwundenes Weib zu suchen. Glücklicherweise war es in Marama, so hieß dieser Teil der Unterwelt, gerade Nacht, als Eneene ankam, und seine Gegenwart blieb in der Dunkelheit unbemerkt. Er wanderte bekümmert von Ort zu Ort, rastlos suchend, – da hörte er plötzlich Stimmen aus der Finsternis: „Eh, Kura, eh!" und die Antwort: „Eh, Tiarauau, eh!"

Sein verlorenes Weib war gefunden. Eneene war darüber sehr glücklich und machte sich gleich daran, die schwierige Aufgabe zu lösen, seine Kura aus ihrer Gefangenschaft zu befreien, ohne den Verdacht Tiarauaus und anderer hungriger Bewohner der Geisterwelt zu erregen. Vorsichtig nach allen Richtungen durch die Dunkelheit äugend, entdeckte er einen Kokosbaum mit acht Kokosnüssen. Er erstieg den Baum und pflückte mit aller Sorgfalt eine der Nüsse, deren Stengel er zwischen die Zähne nahm, und kletterte leise wieder hinab. Dieses tat er wieder und wieder, bis der Baum leer war, ohne daß der immer wachsame Tiarauau ihn bemerkte. Mit größter Behutsamkeit gelang es ihm auch, die Nüsse geräuschlos zu enthülsen und ihren Inhalt auszuschaben.

Acht Pfade führten zu dem Hause, in welchem Kura gefangen saß. Eneene war sorgsam darauf bedacht, sie alle mit der fein zerriebenen Kokosnuß dicht zu bestreuen, und nahe am Hause streute er das leckere Futter besonders reichlich. Da kamen in großen Scharen die Ratten herbei, um sich an dem reichen Futter gütlich zu tun. Sie kämpften und stritten sich um die köstlichen Bissen nicht nur auf der Erde, nein, auch auf dem niedrigen Strohdach. Kurzum, es war ein Lärm, der Menschen toll machen konnte, der aber jedes andere Geräusch übertönte. Tiarauau wunderte sich sehr, daß die Ratten so ungewöhnlichen Lärm vollführten. – Inmitten dieses Aufruhrs stieg Eneene auf das Dach des Hauses und nahm vorsichtig etwas von dem Stroh weg, um zu erkunden, in welchem Teile des Hauses sein Weib festgebunden war. In diesem Augenblick rief der alte blinde Wächter: „Eh, Kura, eh!" – Gespannt auf die Antwort horchend, stellte Eneene fest, daß sein armes, zitterndes Weib sich in der Mitte des Hauses befand. Er kroch dorthin, entfernte sorgfältig das Stroh an jener Stelle des Daches und berührte mit der Hand sein eingekerkertes

Weib. Kura, erstaunt, fragte leise: „Wer war das?“ und erhielt die freudige Antwort: „Dein Gatte: Eneene!“

Das Dach des Hauses war so niedrig, daß Eneene die Stricke seines Weibes lösen konnte, dann zog er sie zu sich auf das Dach und wies sie an, auf die Erde hinabzusteigen und schnellen Fußes bis unter den geschlossenen Spalt zu laufen, durch den sie so plötzlich nach Avaïka herabkam. Dort solle sie seine Ankunft erwarten.

Eneene ließ sich nun durch das niedrige Dach hinunter und nahm den Platz der Befreiten ein, um ihr Zeit zum Entkommen zu verschaffen. Der alte Wächter rief sein gewöhnliches: „Eh, Kura, eh!“ worauf Eneene, die Stimme seines Weibes nachahmend, antwortete: „Eh, Tiarauau, eh!“ Seine List wurde weder von Tiarauau noch von seinen schläfrigen Genossen durchschaut, und nun glaubte es Eneene an der Zeit, auch sich selbst in Sicherheit zu bringen. Er kroch wieder auf das Dach hinauf, ließ sich vorsichtig hinunter und lief, so flink er konnte, zu der verabredeten Stelle, wo sein zitterndes Weib auf ihn wartete.

Nun galt es, keine Zeit zu verlieren, denn schon konnte er den Widerhall von Tiarauaus tiefer Stimme vernehmen, die Alarm schrie. Sein Weib fest in die Arme schließend, sandte er dies Gebet seinem Gotte:

Im Geschick vereint
Wir steigen, wir schweben
Zum Licht, zur Sonne
Zum klaren Mittag empor.

Bei diesen zauberkräftigen Worten öffnete sich wieder die düstere Kluft und beide wurden durch sie hinauf in unsere Welt getragen, wo noch heller Tag war. –

Einen Augenblick später, und sie wären von dem zornigen „Heere des Marama“ eingefangen worden, so nahe waren diese Feinde aus der Geisterwelt ihnen schon auf den Fersen gewesen.

24. Hatupatu und seine Brüder.

Hatupatu war der jüngste von drei Brüdern, die andern beiden hießen Hanui und Haroa. Sie waren einst zusammen auf einem Jagdzuge und hatten ihr Lager zwischen Rotoura und Taupo errichtet. Hatupatu wurde von seinen Brüdern verachtet, und sie gaben ihm nur die Überreste ihrer Mahlzeiten und die zähen Vögel

zu essen, während sie selbst die besten behielten. ~ Eines Tages waren die beiden älteren Brüder wieder auf den Vogelfang gegangen und hatten Hatupatu zurückgelassen, um das Lager zu bewachen. Da kam der Bursche auf den Gedanken, er wolle sich auch einmal einen guten Schmaus machen, und er öffnete die Kalebassen mit eingemachten Vögeln und aß davon, so viel er konnte. Dann aber eilte er hinaus auf die Heerstraße, und er lief hin und her immer wieder darüber hin, um möglichst viele Fußspuren zu machen, und verwundete sich dann selbst an zwei oder drei ungefährlichen Stellen. Als seine Brüder zurückkehrten, erzählte er ihnen, daß eine Anzahl Krieger gekommen wären, die alle Speisen aufgegessen und ihn zu töten versucht hätten. Die Brüder glaubten erst wohl an seine Erzählung, als sie die vielen Fußtapfen sahen, und sie pflegten seine Wunden, aber bald schöpften sie doch Verdacht und beobachteten ihn, und als sie sahen, daß er sie betrogen hatte, töteten sie ihn. ~ Nach einiger Zeit kehrten sie wieder in ihre Heimat zurück. Die Eltern fragten gleich nach Hatupatu, die Brüder aber sagten, sie wüßten nicht, was ihm begegnet wäre. Aber die Eltern waren sehr traurig in ihrem Herzen, denn sie fühlten es, daß ihr Sohn getötet worden war.

Hatupatus Eltern vermißten ihren Jungen sehr, und in ihrer Sehnsucht sandten sie den Geist einer Fliege aus, um Beschwörungen zu vollziehen, die den Toten wieder ins Leben zurückbringen sollten. Der Geist erweckte den Hatupatu wieder zum Leben, welcher sich gleich auf die Reise nach dem See Roturua begab, in dem er untertauchte und bei der Insel Mokoia, wo seine Eltern lebten, wieder hochkam. ~ Seine Eltern waren überglücklich, ihn wieder zu haben, aber seine Brüder waren sehr eifersüchtig auf ihn, denn er war zu einem schönen, edlen Häuptling aufgewachsen. Die Neidischen überfielen ihn, um ihn von neuem zu töten, aber er war so stark, daß sie ihr Vorhaben aufgeben mußten.

Die Eltern sahen, daß alle ihre Söhne kräftig und stark erwachsen waren, und der Vater erinnerte sich daran, daß er noch Rache zu nehmen hätte an Rau-mati, der das Arawa-Kanu durch Feuer zerstört und damit ihm und seinen Vorfahren eine schwere Beleidigung zugefügt hatte. Und er sprach seinen Söhnen davon, daß jetzt die Zeit für den Rachezug gekommen sei, Rau-mati müsse getötet, sein Haupt aber solle ihm gebracht und gegessen werden, um die Beleidigung, die Rau-mati seinen Vorfahren antat, dadurch zu sühnen. Hanui und Haroa mit ihren Anhängern gaben aber nicht recht Acht auf das, was der Vater sagte. ~ Während nun alle

Vorbereitungen für den Kriegszug getroffen wurden – Nahrung bereitet, Kanus instandgesetzt und vieles andre mehr – fragte Hatupatu sich unauffällig alles zusammen, was über Rau-matis Erscheinung, Tätowierung usw. bekannt war, und merkte sich alles genau.

Die Krieger zogen ab und ließen Hatupatu zurück, als aber die Brüder am anderen Ende des Sees landeten, waren sie sehr überrascht, Hatupatu schon vorzufinden. Er war unter Wasser hergeschwommen und hatte dreihundert Federmäntel mit sich gebracht. Das Kanu ging dann quer über den Rotoiti-See, und als es das andere Ende desselben erreicht hatte, war Hatupatu auch dort wieder vor ihnen in Kuharua angekommen. Er trug einen Kranz von Totora-Blättern, welche er dort einpflanzte, und diese Bäume wachsen dort bis auf den heutigen Tag. Seine Brüder und ihre Leute waren sehr erstaunt und böse, als sie Hatupatu auch hier schon wieder antrafen. Sie erreichten Maketu, ein jeder der beiden älteren Brüder als Häuptling von vielen hundert Kriegern. Hatupatu aber hatte keine Krieger, und er bat, man möge ihm dreihundert Männer abgeben, aber er wurde mit seiner Bitte abgewiesen. Da nahm er eine große Zahl von Blättern und Zweigen und zauberte daraus menschliche Gestalten, die er mit seinen mitgebrachten Federmänteln bekleidete. Morgens kamen die Feinde, um sie anzugreifen, als sie indessen Hatupatus Haufen sahen, alle die Männer in den glänzenden Mänteln, und Hatupatu tanzend vor ihren Reihen, da kam eine große Furcht über sie.

Es begann ein großer Kampf, bei dem viele getötet wurden. Während nun seine Brüder den Feind schlugen, sah sich Hatupatu überall nach Rau-mati um, und es gelang ihm auch, ihn zu fangen bei Tauranga, an einem Orte, der Panapane genannt wurde. Er schlug ihm das Haupt ab und verbarg es sorgfältig.

Als die Krieger heimkehrten, fragte der Vater gleich nach dem Haupte seines Feindes, und jedermann hielt den erbeuteten Kopf in die Höhe, von welchem er glaubte, es wäre Rau-mati.

Da aber hob Hatupatu das wirkliche Haupt Rau-matis hoch und zeigte es seinem Vater und allem Volke, und er wurde hoch geehrt und zu einem großen Häuptling erhoben, weil er es war, der die Rache ausführte für die Verbrennung des Arawa-Kanus.

25. Die Hexe Kurangaituku.

Kurangaituku war eine alte Hexe, welche zur Zeit Hatupatus lebte. Als Hatupatu vom Geist der Fliege wieder zum Leben erweckt war und sich auf dem Heimwege befand, da begegnete ihm ein Weib, das mit seinen Kiefern Vögel zermalmte. Ihr Kleid war aus roten Kaka-Federn gefertigt; statt der Finger und Zehen hatte sie Vogelklauen. Als sie Hatupatu erblickte, hielt sie ihn fest und nahm ihn mit nach Hause. Sie hatte dort eine große Zahl von Lieblingsvögeln, auch besaß sie Eidechsen, viele schöne Federmäntel, Matten und Zauberstäbe. ~ Alle ihre Nahrung verzehrte sie roh, und sie gab auch Hatupatu nichts anderes zu essen. Das schmeckte ihm ganz und gar nicht, und er faßte den Plan, Kurangaituku zu einem großen Ausflug zu bereden, um sich während ihrer Abwesenheit etwas zu essen zu kochen. Er spiegelte ihr vor, daß es an einem weit entfernten Orte, den er ihr genau beschrieb, eine große Menge schöner Vögel gäbe, und voller Verlangen danach machte sich die Hexe auch eines Morgens auf den Weg. Sie war schon eine ganze Weile fort, als sich Hatupatu ans Werk machte. Er tötete die Lieblingsvögel Kurangaitukus, nahm alle ihre Kostbarkeiten an sich und machte sich davon; denn er hatte Eile fortzukommen, weil einer der Vögel ihm entflohen war und sicher die Hexe herbeiholte. ~ Der Vogel war schon bei seiner Herrin angekommen und erzählte ihr die schlimme Botschaft, er sprach: „O, Kurangaituku, alles, was wir besaßen, ist fort und zerstört!“ Kurangaituku fragte: „Von wem?“ ~ Der Vogel antwortete: „Von Hatupatu! Hin, hin, hin ~ alles hin.“ ~ Als Kurangaituku dies hörte, kehrte sie sofort um und eilte nach Hause, aber sie fand alles leer, denn Hatupatu hatte sich schon lange aus dem Staube gemacht. Die Hexe betete nun zu ihren Atuas (Göttern), ihr zum Fange Hatupatus zu verhelfen, und machte sich dann eilends auf seine Verfolgung. Bald kam sie ihm näher und näher. Als Hatupatu bei Atiamuri anlangte und einmal zurück blickte, sah er die Hexe ganz nahe hinter sich. Vor ihm auf seinem Wege erhob sich ein Felsen, Ngatuku genannt, den bat er flehentlich, sich für ihn zu öffnen. Er rief ihm zu: „O, Fels, öffne dich! Öffne dich!“ Und der Fels erhörte seine Bitte und ließ ihn ein. Da kam auch schon Kurangaituku heran, keuchend und wutverzerrt, und rief dem Felsen barsch zu, er solle sich öffnen, aber er willfahrte ihr nicht. Da kratzte sie an dem harten Gestein, kratzte und kratzte in ohnmächtiger Wut, bis ihre Klauen abfielen. Dann rannte sie fort von hier und rannte, bis sie Pohaturoa

erreichte, den Hügel oberhalb Whaka. Der aufsteigende Dunst des Schwefels von Whangapipiro erstickte sie, und so kam sie elendiglich um.

Am Felsen Ngatuku bei Atiamuri kann man noch heute die Kratzspuren ihrer Nägel sehen.

26. Die Geschichte von Rakahanga.

Einst lebte in Turanga eine Jungfrau von hohem Range mit Namen Rakahanga-i-te-rangi. Der Ruhm ihrer Schönheit ging weit durch die Lande und erreichte auch die Häuptlinge des Volkes der Tauira, welche an den Küsten des rieselnden Sees von Waikare ihren Wohnsitz hatten. So entstand in ihnen der Gedanke: „Laßt uns dieses vielgepriesene liebliche Mädchen als Gattin für einen von uns gewinnen." Rongo-tama, ein Nachkomme von Whaitiri, rüstete zusammen mit Hau und Rongo-i-te-karangi und andern Häuptlingen mit großer Sorgfalt einen Zug von siebzig Männern aus, welche so ausgewählt waren, daß sie alle von schöner Erscheinung und gleicher Größe waren. Sie waren auch wohlbewandert in den verschiedenen Arten von Liedern und Tänzen, wie sie in den alten Zeiten üblich waren. Ihre Aufgabe sollte es sein, zu zeigen, was für schöne und wohlausgebildete Männer die Tauira waren, damit Rakahanga sich einen der Häuptlinge zum Gatten wähle.

Vor dem Beginn ihrer Reise entschied der Rat der Häuptlinge, daß Hau zu häßlich sei, um mit von der Partie zu sein, weil er einen Bart trug, und es ward ausgemacht, daß er zurück bleiben sollte, denn man konnte mit solch einem unansehnlichen Burschen nicht paradieren vor der berühmten Schönheit Rakahanga. So gingen die Männer fort ohne ihn. Aber Hau war ein Mensch, der mit wunderbaren Kräften begabt war. Er war keineswegs gesonnen, zu Haus zu bleiben und verbarg sich unten am Bug des Schiffes, welches den Zug nach Turanga anführte, und erreichte so eben so gut und sicher das Landungsziel wie die andern Männer von Te Tauira. Erst als alle Leute von den Kanus fort landein marschiert waren, kam Hau aus seinem Schlupfwinkel hervor. Auch er ging nach Rakahangas Wohnort, Turanga, und versteckte sich dort, bis die Nacht hereinbrach.

Am Abend war eine große Zusammenkunft im Whare-tapere, dem Vergnügungshause, veranstaltet, wo die Gäste ihre verschiedenen Künste zeigen wollten

in der Hoffnung, daß etwas davon Gnade finden würde in den Augen Rakahangas. Schon am Nachmittag hatten viele der Dorfleute Holz geholt und es sehr sorgfältig ausgewählt, damit die Feuer im Versammlungshause recht hell und klar und ohne Rauch brennen möchten. Aber als alle ~ Dorfleute und Gäste ~ fröhlich beisammen waren, kam der listige Hau heimlich näher und sprach die Beschwörung:

„Haltet zusammen von oben den Rauch ~
Rauch von unten haltet ihr auch!"

Durch diesen Zauberspruch war in kurzer Zeit der große Raum des Hauses so dicht mit Rauch gefüllt, daß alle so schnell wie möglich hinauszukommen trachteten und in die Nacht entwichen. Da mußte es denn so kommen, daß Rakahanga mit Hau zusammentraf, und der wußte sich ~ begünstigt von der Dunkelheit der Nacht ~ so bei der vielumworbenen Schönheit einzuschmeicheln, daß sie beschloß, diesen Mann zum Ehegatten zu wählen. Und damit sie ihn am hellen Tage wiedererkennen könnte, kennzeichnete sie ihn, indem sie ihn kräftig in die Stirn zwickte.

Als am nächsten Morgen wieder alles Volk versammelt war, ging Rakahanga gleich auf die Suche nach ihrem erwählten Gemahl. Sie betrachtete jeden ihrer Gäste mit großer Sorgfalt, um das Zeichen zu entdecken, aber all ihr Bemühen war lange Zeit vergeblich, bis zuletzt ~ Hau erschien. Da erschrak die arme Raka heftig und war sehr beleidigt, in ihm einen so mißgestalteten Mann zu finden. Auch die Häuptlinge ~ seine Landsleute ~ waren sehr aufgebracht über Hau, daß er, der häßliche Bursche, das liebenswürdige Mädchen gewinnen solle, und ~ ohne seine Ansprüche zu beachten ~ nahm der Häuptling Kiwi die liebliche Raka zu seinem Weibe. Er reiste mit ihr ~ nur von seinem Freunde Weka begleitet ~ gleich ab zu Lande nach Waikare. ~ Der verlassene Hau war sehr zornig, weil er das versprochene Weib verlieren sollte, und machte sich auf, sie zu verfolgen. ~ Er reiste durch die Wälder und kam bald dahin, wo er zwei Männer traf, die dort Tauben jagten. Hau befragte diese Jäger, ob sie einige Wanderer hätten vorbeikommen sehen und bekam die Antwort: „Ja, zwei Männer und eine Frau sind hier vorübergegangen." ~ Hau ging weiter, bis er Waimaha erreichte, wo er auf Kiwi und seine Begleiter einen Überfall machte. Mit seiner berühmten Kampfaxt aus grünem Stein ~ Hawea-te-marama ~ griff er plötzlich die Männer an und erschlug Kiwi. Aber Weka und Rakahanga entkamen, sie flohen weit hinweg in die Wälder.

~ Wehe Dir, Rakahanga! ~

Und so wanderten Weka und Raka quer über die großen Hügel, bis sie an die Te Reinga-Fälle des Wairoa-Flusses kamen. Die Nacht brach herein, als sie diesen Platz erreichten, und tiefe Dunkelheit umgab sie, als sie den höchsten Gipfel der grausigen Klippe oberhalb des Falles überschritten. Eine große Furcht kam über Raka, und sie sprach: „Freund, laß uns vorsichtig sein, daß wir nicht von dieser hohen Klippe stürzen!“ Aber Weka antwortete: „Fürchte nichts, ich kenne den Weg.“ Indem er dies sprach, kamen sie an die höchste und gefährlichste Stelle der Klippe, da ergriff Weka, der dem Mädchen zürnte, weil es den häßlichen Hau begünstigt hatte, ~ sich plötzlich wendend ~ Raka und warf das arme Geschöpf über den Vorsprung des Felsens hinab in die finstere Tiefe. ~ So endete Rakahanga-i-te-rangi ihr junges, blühendes Leben in der schreckenvollen Finsternis dieses Abgrundes.

27. Wie das Ungeheuer Kataore erschlagen wurde.

Es ist nun schon viele, viele Jahre her, da kam es lange Zeit hindurch immer wieder vor, daß Maoris, die auf dem Wege von Rotokakahi, d. i. grüner See, und Tikitapu, d. i. blauer See, von Tarawera nach Rotorua wanderten, niemals ihren Bestimmungsort erreichten und ebenso erging es den Wanderern von Rotorua nach Tarawera, und alle Leute wunderten sich, warum ihre Verwandten und Freunde niemals zurückkehrten.

In der Nähe von Tikitapu hauste ein schreckliches Ungeheuer, ein „taniwha“ mit Namen Kataore. Tangaroa Mihi, der große Häuptling von Okareka und Tikitapu, wußte wohl, daß ein taniwha in seinem Gebiet wohnte. Da es aber von ihm und den Leuten seines Stammes sehr reichlich mit Nahrung versehen wurde, kam ihm niemals der Gedanke, daß es Menschen angreifen und fressen würde. Kataore kannte ihn und die Leute seines Stammes auch gut genug und tat ihnen nichts zu Leide, aber alle Leute anderen Stammes, die des Weges kamen, wurden ohne Erbarmen von ihm verzehrt mit Haut und Haaren.

Als nun einmal Männer des Stammes Ngati Tama auf einem anderen Wege nach Tarawera gingen, erreichten sie lebend ihren Bestimmungsort und fanden so heraus, daß bei Tikitapu ein taniwha leben müßte. Sie waren sehr überrascht und sehr zornig, und machten gleich einen Plan, das Ungeheuer zu vernichten. Alle Vorbereitungen waren getroffen, und das Ungeheuer aus der Ferne beobachtet

worden. Es hauste in einer Höhle des Moerangi-Berges oberhalb des blauen Sees, und an schönen Tagen kam es herunter, um im Tikitapu zu baden. Seine Verfolger untersuchten erst den See, um zu erkunden, wo das Ungeheuer Kataore sich aufhielt, und erstiegen dann den Moerangi. Vorsichtig heranschleichend, überrumpelten sie Kataore in seiner Höhle, indem sie ein großes Netz von starken Tauen über den Eingang spannten. Dann drangen die tapferen Kämpfer auf den verzweifelt sich wehrenden Kataore ein und schlugen ihn mit aller Kraft zu Tode.

Die Kunde vom Tode des Ungeheuers verbreitete sich rasch, und von nah und fern versammelten sich die Menschen, um das schreckliche Tier zu sehen, das so viele ihrer Freunde und Verwandten umgebracht hatte. Und die große Versammlung sang feierliche Totenklagen um die von Kataore vernichteten Menschenleben. ~ Der Körper Kataores wurde zerteilt und an verschiedenen Stellen vergraben. In seinem Innern fand man ungeheure Schätze.

Als Tangaroa Mihi hörte, daß sein Schützling Kataore von den Ngati-Tama-Leuten getötet worden war, wurde er sehr zornig, und fortan herrschte große Feindschaft zwischen den Stämmen.

28. Die Erlebnisse der schönen Ngaroariki.

Ngaroariki, die Ehefrau von Ngata, war weit und breit berühmt wegen ihrer Schönheit. Sie wurde hämisch beneidet von Göttern und Menschen und hatte unter manchen Böswilligkeiten zu leiden. ~ Einst war sie von vier Männern in ein Dornendickicht geworfen worden, von dem es hieß, daß der, welcher einmal hineingeraten war, niemals lebend wieder herausgelangen könne; denn die Dornen dieser furchtbaren Kriechpflanze mit ihren Widerhaken glichen Fischangeln. Wehe dem unglücklichen Menschen, der sich darin verwickelt. ~ Tangaroa, der Schutzgott von Rarotonga, aber hatte Mitleid mit dem unverschuldeten Geschick der schönen Frau und sandte Oroio und Roaki mit langen, schweren Stäben, um das Dickicht niederzuschlagen, und brachte ihr so Befreiung.

Bald danach, als sie in der Nähe des Meeres umherstreifte, hörte sie eine lockende Stimme rufen: „O lieblichste der Frauen, komm hierher!“ Sie fühlte den unwiderstehlichen Drang, der Stimme zu folgen. Der Pfad führte sie über eine Bua-Pflanze, welche sich auf einem Felsen ausbreitete. Tangaroa flüsterte ihr zu,

sie dürfe nur die grünen Zweige betreten, denn wer unglücklicherweise einen toten Zweig berühre, der sei dem Geisterlande verfallen. Ngaroariki gehorchte dem Gotte. ~ Als sie an die Stelle kam, von wo die Stimme sie gerufen hatte, wurde sie plötzlich von zwei Dämonen in einem Netz gefangen, sodaß sie sich nicht rühren konnte. Indessen, als man sie in böser Absicht forttrug, kam Tangaroa ihr ein zweites Mal zu Hilfe, er zerriß das Netz durch seine große Macht und befreite die schöne Gefangene.

Ein anderes Mal wollte Ngaroariki gern an einem einsamen Orte baden. Ihr Gatte riet ihr sehr von ihrem Vorhaben ab, weil er fürchtete, daß sie durch die Ränke der bösen Hexe Moto, deren Eifersucht auf Ngaroariki bekannt war, in Gefahr kommen könne. Aber die schöne junge Frau ließ sich von ihrem Plane nicht abbringen und ging in harmloser Fröhlichkeit nach dem Badeplatze. Sie ergötzte sich dort höchlichst und patschte das Wasser übermütig mit den Händen.

Zu dieser Zeit war die neidische Moto in ihrem Häuschen in der Nähe des Teiches, wo Ngaroariki sich arglos ihres Bades freute, mit dem Klopfen von Tapa beschäftigt. Als sie das Klatschen des Wassers hörte, horchte sie auf und wußte gleich, daß Ngaroariki dort badete. Sofort ließ sie von ihrer Arbeit ab und fing an zu überlegen, wie sie ihre Bosheit an der wehrlosen Königin auslassen könne.

Tangaroa ahnte gleich die schlechten Absichten, als er bemerkte, daß Motos Flegel aufhörte zu klopfen, und er wünschte, Ngaroariki auch dieses Mal zu helfen. Deshalb sandte er seinen Botenvogel an sie ab, der ihr seine Botschaft also zuzirpte:

Schnell! Schnell! Steh auf! Steh auf!
Fliehe für Dein Leben!

Diese Warnung wiederholte er dreimal, aber Ngaroariki gab nicht acht darauf. ~ Während sie noch harmlos in der Quelle plätscherte, stürzte sich plötzlich Moto auf sie und schor ihr mit scharfem Haifischzahn ihr herrliches Haar vom Kopfe. Es war eine solche Menge, daß sie achtmal ihre großen Hände damit füllen konnte. Dann, nicht genug damit, richtete sie das Antlitz der Unglücklichen in so fürchterlicher Weise zu, daß es für niemand mehr möglich war, die einst so schöne Königin wieder zu erkennen. Ihren hübschen gelben Ohrschmuck aus gebeizten Fischknochen und ihre schöne Perlmuschel, die so niedlich an ihrem Halse hing, wurden ihr von der bösen Hexe entrissen. Auch ihre reichgeschmückten Kleider nahm sie ihr und hüllte sie in ein Stück alter schwarzer, zerfetzter Tapa. Als die Unholdin Moto

mit ihrer reichen Beute forteilte, verbarg sich die arme, entstellte Ngaroariki bitterlich weinend im Walde.

Ihr Ehemann Ngata war in großer Sorge um sie, als sie nicht nach Hause zurückkehrte und forschte überall nach ihr – aber alles Suchen war vergeblich.

Nicht lange danach wurde ein Wettspiel für Speerwerfen von den Bewohnern der Insel veranstaltet. Derjenige, dem es gelänge, den Wurfspeer am weitesten zu schleudern, sollte den Siegespreis gewinnen. Die vornehmsten Leute der Insel waren zugegen, und alle wetteiferten in der schwierigen Kunst. Als Ngata und die Seinen an der Reihe waren, ihre Geschicklichkeit zu zeigen, kam es, daß ihre Speere nahe an dem Platze vorbeiflogen, wo die arme entstellte Königin sich verbarg, die durch Gram und Hunger fast zu einem Skelett abgemagert war. Als sie die Speere Ngatas vorbeifliegen sah, erkannte sie dieselben sofort, sie fing einen nach dem andern auf und zerbrach sie in mehrere Stücke. – Dem König wurde sogleich berichtet, daß seine Speere immer zerstört würden von einem häßlichen, jämmerlich aussehenden Weibe. Aufs Höchste erzürnt, eilte Ngata hinzu, um ihre Verwegenheit zu strafen. Er trat die Unglückliche mit dem Fuße und schmähte sie heftig wegen ihrer Anmaßung und Häßlichkeit. Als er wieder fortgegangen war, klagte die geschmähte Königin:

„O königlicher Ngata, verhöhnst Du also,
Zertrittst Du also Dein unglückliches Weib?"

Dem Könige wurde diese Klage hinterbracht. „Ist's denn möglich, daß dieses häßliche Geschöpf mein verlorenes Weib ist?" so fragte er sich wieder und wieder. – In schweren Zweifeln kehrte er sofort zurück und betrachtete prüfend das entstellte Gesicht, vermochte aber nicht die Züge seiner geliebten Ngaroariki darin zu entdecken. – Aber an der Wahrheit ihrer Worte konnte man nicht zweifeln. – Zuletzt fiel ihm eine Möglichkeit ein, wie er aus diesen peinigenden Zweifeln herausfinden könne. Er öffnete den Mund des Weibes und erkannte an ihren herrlichen Zähnen seine geliebte Ngaroariki. Kummervoll fragte er sie, was ihr zugestoßen wäre, und sie erzählte ihm alles.

Sofort machte sich Ngata, gefolgt von seinem Weibe, auf die Suche nach der bösen Zauberin. Diese war wie gewöhnlich damit beschäftigt, Tapa zu klopfen. Der König herrschte sie zornig an mit der Frage, ob sie Ngaroariki angerührt und ihre königlichen Zierate und Kleider fortgenommen habe. Die Hexe gab kleinlaut

alle Beschuldigungen zu, bat den König aber, sie nicht zu töten, denn sie wolle die gestohlenen Schätze der Königin wieder herbeibringen und ihr auch ihre ehemalige Schönheit wiedergeben. Sie holte die Schmucksachen und Kleider herbei, sammelte dann wohlriechende Harze und bereitete daraus eine Salbe, welche sie über Ngaroarikis kahles Haupt strich. Damit befestigte sie das Haar wieder ebenso, wie es gewesen war, und auch die Augenbrauen wurden auf diese Weise wieder hergestellt. Als die Hexe in mühsamer Arbeit die Schäden, die sie der Königin zugefügt, wieder gebessert hatte, hoffte sie, sie würde Vergebung finden. Aber sie täuschte sich sehr, denn Ngata dürstete nach Rache und wollte nicht, daß die böse Hexe ihrer verdienten Strafe entginge. Ohne ihre Bitten um Gnade zu beachten, steinigte der König die Zauberin zu Tode, denn er fürchtete, die eifersüchtige Moto könne sonst doch wieder neue Mittel und Wege finden, sein geliebtes Weib zu peinigen.

Von Ngaroariki begleitet, ging er seinem Heim zu. Sie hatten dieses aber noch nicht erreicht, als sie zu ihrem größten Erstaunen hörten, daß Moto wieder Tapa klopfte. Spornstreichs kehrte Ngata zu der Hexe zurück und sah sie unbeschädigt vor sich stehen. Er steinigte sie noch einmal zu Tode, aber wieder lebte sie auf und kehrte zu ihrer gewohnten Arbeit zurück. Da steinigte er sie noch ein drittes Mal, bis das Leben ausgelöscht schien, zertrennte dann ihre Glieder und grub sie an verschiedenen Teilen der Insel ein. ~ So wurde ~ endlich ~ den bösen Ränken der eifersüchtigen Moto ein Ende gemacht, und die liebliche Ngaroariki konnte künftig mit ihrem königlichen Gatten sich sorglos ihres Lebens freuen.

29. Im Schneesturm der Huia-rau-Berge.

Manu-nui-taraki war ein Nachkomme von Tane-atua, welcher mit dem Mata-atua-Kanu (um das Jahr 1350 unserer Zeitrechnung) nach Te Aotearoa (Neu-Seeland) kam; und der Generationen von Manu-nui bis zu den Menschen unserer Zeit sind elf. ~ Houhiri, der Sohn von Manu-nui, hatte ein Weib mit Namen Moëtere aus dem alten Stamme der Nga-Potiki, der ursprünglich alles Land vom Maunga-pohatu bis zu den Wassern des Tamahine-mataroa in Besitz hatte.

Houhiri und Moëtere liebten sich zärtlich. Sie wohnten in Tuku-roa nahe bei Mata-atua, wo sie sich ein Haus gebaut hatten. In den Wäldern ringsum fingen sie

viele Vögel, die es in jenen alten Zeiten dort noch zahlreich gab. Schon lange stand ihr Sinn danach, den „heimlichen Vogel Tanes", den „Kiwi", zu jagen, der auf den großen Bergketten des Huia-Rau seine Heimstätte hatte, und einstmals – zur Winterzeit – beschlossen sie, diesen Plan auszuführen. Sie stiegen in die Berge hinauf und trennten sich bei Te Umu-roa, um allein besser jagen zu können. Moëtere folgte dem Laufe des Rua-tahuna-Stromes, der am Rua-tahuna-Berge entspringt, während Houhiri den Pik von Whakataka bestieg. Am Fuße des Huia-rau angelangt, folgte Moëtere dem Strome, welcher jetzt ihren Namen trägt, bis zum Gipfel der größten Bergkette. Indessen sie in diesem rauhen Lande den Kiwi jagten, kam ein schrecklicher Schneesturm, der viele Tage dauerte. Der Schnee häufte sich zu großer Höhe am Huia-rau. Die beiden hilflosen Menschen – ein jeder allein in der unendlichen Schneewüste – suchten sich Schutz vor der Gewalt des Sturmes. Auf dem Gipfel des fernen Whakataka kroch Houhiri in einen Felsen-Schutz, während Moëtere sich auf einem Felsen neben einem kleinen See zum Sterben niederlegte, als sie nach vergeblichen Versuchen, sich durch den tiefen Schnee einen Weg zu bahnen, alle Lebenshoffnungen aufgab. So starb sie, – der Fels, auf dem sie sich in Todesmattigkeit hinstreckte, trägt noch heute ihren Namen – starb in der fürchterlichen Verlassenheit der verschneiten Berge, während fern von ihr auf dem dunkel umhüllten Gipfel des Whakataka ihr Gatte Houhiri – hilflos und einsam wie sie – sein Sterbelied sang.

Als Manu-nui hörte, daß seine Kinder beide verloren waren, beschloß er, auszuziehen in die Berge und nach ihren Ueberresten zu forschen, damit er ihre Gebeine mit sich nehmen könne in seine Heimat am Großen Ozean, nach der Ruhestätte der Väter.

So reiste der alte Mann nach Rua-tahuna, nach Te Umu-roa und Te Mimi, wo er die dunklen Wälder am Whakataka betrat. Er murmelte auf seiner Wanderung beständig einen alten Bittgesang der Maori, daß die Götter ihm helfen möchten, seinen Sohn zu finden. Und siehe da! durch die Kraft seines Gebetes hatte sein Suchen Erfolg: die Ueberreste seines Sohnes wurden ihm durch die Götter offenbart. – Der Patriarch erhob seine Stimme in der Wildnis und weinte, als er die Gebeine seines geliebten Sohnes sammelte, die gebleicht waren von dem Schnee des Riesen Huia-rau.

Dann wandte sich das Herz des alten Mannes seiner Tochter Moëtere zu, und er durchquerte das Gebirge, um ihr Totenlager zu finden. Er wanderte über Berggipfel und durch dunkle Wälder, und wieder sang er seinen Beschwörungsgesang an die Götter, daß sie ihm Hilfe brächten auf seinem Wege. Und seine Bitte wurde ihm erfüllt. Er fand den dunklen Teich, wo der einsame Fels stand, welcher die Ueberreste von Moëtere und einige winzige Spuren ihrer Kleidung trug.

Der kinderlose alte Mann stieg wieder hinab durch den dunklen Wald in die Ebene, um seine traurige Last in die Heimat zu tragen. Das heilige Reinigungsfeuer für die Ueberreste Houhiris und Moëteres war schon entzündet, als Manu-nui nach Whakatane kam, und laut ertönte seine Klage: „O Kinder! Hier ist Nahrung für das heilige Feuer."

30. Ratas wunderbare Reise.

Der ruhmreiche Häuptling Rata im Wunderlande Kupolu faßte den Entschluß, ein großes, doppeltes Kanu zu bauen, um damit auf Reisen zu gehen und andere Länder zu erkunden. Er schulterte seine Axt und suchte ein fernes Tal auf, wo es das beste Bauholz gab. Auf seinem Wege, dicht am Bergstrom, stand ein duftender Pandanusbaum, in welchem ein erbitterter Kampf zwischen einem schönen weißen Reiher und einer gefleckten Seeschlange ausgefochten wurde. Die Ursache dieses Streites aber war folgende:

Der Reiher hatte die Gewohnheit, sich, wenn er vom Fischfang müde war, auf einem Steine auszuruhen, der sich ein wenig über die Gewässer des Korallenriffes erhob. Nun geschah es ihm, daß er dabei zufällig die Augen einer ungeheuerlichen Seeschlange beschmutzte, deren Höhle sich unten an dem Steine befand. Die Schlange geriet in große Wut über diese Beleidigung und beschloß, sich zu rächen. Sie hob den Kopf so weit als möglich aus dem Wasser empor, faßte die Richtung des wegfliegenden weißen Reihers sorgfältig ins Auge und begab sich auf die Verfolgung. Sie verließ das Salzwasser des Riffes, kletterte im reißenden Bergwasser hinauf und erreichte schließlich den duftenden Pandanusbanm, wo das ahnungslose Opfer schlief. Sie klomm an einer der Stützwurzeln mit Leichtigkeit den Baum hinauf und begann nun, sich mit ihrem um den Baum geschlungenen Schwanze festhaltend, den Angriff, indem sie den prächtigen Vogel biß. Sie kämpften mit Erbitterung die

ganze Nacht hindurch. Als der weiße Reiher in der Morgendämmerung Rata vorbeigehen sah, rief er ihm klagend zu: „O Rata, mache diesem Kampf ein Ende!“ Aber die Seeschlange sagte gleißnerisch: „Nein, Rata, laß uns allein. Wir stellen nur eine Kraftprobe an. Störe uns nicht.“ Wieder flehte der weiße Reiher Rata um Beistand an, und wieder bat die listige Seeschlange Rata, seiner Wege zu gehen. Und dies tat er denn auch, da er es viel zu eilig damit hatte, Holz für sein Kanu zu fällen. Als er nun achtlos weiter ging, hörte er, wie der Vogel vorwurfsvoll sagte: „O! Dein Kanu wird ohne meine Hilfe niemals fertig werden.“ – Aber auch dann achtete Rata nicht auf des weißen Reihers Hilferuf, sondern wanderte tief in den Wald hinein. Er suchte das beste Holz aus, fällte soviel er brauchte und ging bei Sonnenuntergang heim.

Früh am andern Morgen kehrte der Häuptling in das Tal zurück, um die gefällten Bäume auszuhöhlen. Doch – seltsam – die Stämme waren fort, kein abgeholzter Zweig, kein Span und kein Blatt davon war noch zu finden. Auch die Stümpfe suchte Rata vergebens: augenscheinlich waren die gefällten Bäume über Nacht auf geheimnisvolle Weise in ihren früheren Zustand zurückverwandelt worden. Doch Rata war nicht abzuschrecken, er suchte noch einmal passende Bäume aus und legte sie um.

Als er am dritten Morgen in den Wald zu seiner Arbeit ging, bemerkte er, daß der Reiher und die Schlange noch immer kämpften. Rata schritt des Weges weiter, nichts im Kopfe als sein Kanu, aber wiederum machte er mit Erstaunen die Entdeckung, daß die gefällten Bäume unversehrt an ihren alten Plätzen standen. Er verstand erst jetzt den Sinn der Worte, die ihm der bedrängte weiße Reiher am ersten Tage zugerufen hatte: „Dein Kanu wird ohne meine Hilfe niemals fertig werden“.

Rata verließ nun den Wald, um zu sehen, ob der weiße Reiher noch am Leben wäre. Der schöne Vogel lebte in der Tat noch, aber er war sehr erschöpft. Sein unbarmherziger Gegner, sicher des Sieges, bereitete sich für eine letzte Attacke vor. Da schlug Rata ihn mit seiner Axt in Stücke und rettete so das Leben des weißen Reihers. Dann ging er zurück an seine Arbeit, und zum dritten Mal fiel das Bauholz für sein Kanu. Als es dunkel wurde, ging er nach Haus, um zu ruhen.

Von dem Aste eines entfernten Baumes aus beobachtete der weiße Reiher, der sich wieder etwas erholt hatte, die Arbeiten Ratas den ganzen langen Tag über, und sobald er am Abend wegging, flog der dankbare Vogel fort, um alle Vögel von

Kupolu herbeizurufen, die ihm helfen sollten, Ratas Kanu auszuhöhlen. Sie gehorchten alle freudig dem Rufe ihres Herrschers und pickten das Holz mit ihren Schnäbeln fleißig hinweg, bis die riesigen Stämme ausgehöhlt waren. Dann kam die schwierigere Arbeit des Zusammenfügens. Die Löcher wurden gebohrt von den langen Schnäbeln der Seevögel, und die Taue wurden gut befestigt von den Klauen der stärkeren Landvögel. Es war fast Morgendämmerung, als das Werk vollendet war. Zuletzt beschlossen die Vögel, das Boot an den Strand nahe bei Ratas Behausung zu tragen. Um dieses zu vollbringen, nahm jeder Vogel ~ der kleine so gut wie der große ~ einen Platz am äußeren Rande des Kanus ein, sodaß dieses völlig von ihnen eingekreist war. Auf ein gegebenes Zeichen breiteten alle ihre Flügel aus, den einen, um das Boot zu tragen, den andern zum Fliegen. Als das Kanu so durch die Luft glitt, sangen sie in vielstimmigem Chore:

Ein Pfad für das Kanu! Ein Pfad für das Kanu!
Ein Pfad bestreut mit süßduftenden Blumen!
Die ganze Familie der Vögel von Kupolu
Ehrt Dich, wackerer Rata, über alle Sterblichen! Oo!

Am sandigen Strande vor Ratas Haus legten sie das Kanu sorgfältig nieder und verschwanden dann schnell in der Tiefe des Waldes.

Rata wurde von dem ungewohnten Gesange der Vögel aus seinem Schlummer erweckt und sammelte hastig seine Werkzeuge, um wieder an seine schwierige Arbeit in dem waldigen Tal zurückzukehren. Da fiel sein Blick auf das herrliche Kanu, welches ~ schön vollendet ~ nahe vor der Tür seines Hauses lag. Er vermutete gleich, daß dieses ein Werk der Dankbarkeit des Königs der Vögel wäre und nannte das Kanu zur Erinnerung daran: „Vogeldank".

Dann versah Rata sein Kanu gleich mit Mast und Segel, nahm Lebensmittel und Wasser ein für seine beabsichtigte Reise und rief seine Freunde zusammen, die ihn begleiten sollten. Alles war nun fertig, und Rata ging an Bord. Er war eben im Begriffe abzufahren, als Nganaoa um die Erlaubnis bat, auch mit in das wunderbare Fahrzeug kommen zu dürfen. Aber Rata wollte es nicht gestatten. Als der listige Nganaoa sah, daß das Kanu ohne ihn abfuhr, lief er schnell, sich eine leere Kalebasse zu holen. Er schlug die Spitze davon ab, quetschte sich, so gut es gehen wollte, hinein und ruderte sich darin auf der Oberfläche des Meeres weiter, bis er dem Kanu ein wenig voraus war. Die Leute in Ratas Kanu wunderten sich sehr,

daß eine anscheinend leere Kalebasse beständig gerade vor ihrem Fahrzeug schwamm. Rata befahl einem von ihnen, sich niederzubeugen und die Kalebasse ins Boot zu nehmen, da sie ihnen noch einmal nützlich sein könnte. Der Mann tat, wie ihm geheißen war, fand sie aber erstaunlicherweise sehr schwer und erkannte einen Mann darin, der auf kleinstem Raume zusammengedrängt kauerte. In diesem Augenblick ertönte eine Stimme aus der Kalebasse: „O Rata, nimm mich mit in Dein Boot!" ~ „Wohin des Weges?" fragte der Häuptling. Der arme Bursche in der Kalebasse antwortete: „Ich gehe ~ durch ein Orakel gerufen ~ in das Land des Mondenlichtes, um meine Eltern Tairitokerau und Vāiaroa zu suchen." ~ Rata fragte nun: „Was willst Du für mich tun, wenn ich Dich mitnehme?" ~ Der eingeschlossene Nganaoa antwortete: „Ich will auf Dein Matten-Segel achten." ~ „Ich wünsche Deine Hilfe nicht", sagte Rata, „hier sind Männer genug, um das große Matten-Segel zu bedienen."

Nach einer Pause redete Nganaoa, der noch immer in seiner hilflosen Lage war, Rata ernstlich an: „Laß mich in Dein Kanu gehen!" ~ „Wohin des Weges?" fragte wieder der Häuptling. „Ich gehe", sagte Nganaoa, „gerufen durch ein Orakel in das Land des Mondenlichtes, um meine Eltern Tairitokerau und Vāiaroa zu suchen." ~ Rata fragte wieder: „Was willst Du tun für mich, wenn ich Dich mitnehme?" Aus der Kalebasse ertönte die Antwort: „Ich will unermüdlich das Wasser am Boden Deines Kanus ausschöpfen." Wieder sagte Rata: „Ich wünsche nicht Deine Hilfe. Ich habe viele Männer, um das Wasser am Boden des Kanus auszuschöpfen."

Zum dritten Male bat Nganaoa mit ähnlichen Worten um die Erlaubnis, in das Kanu zu kommen ~ „um zu paddeln, wenn der Wind zu schwach oder entgegen wäre," aber Rata wollte seine Dienste nicht annehmen.

Zuletzt ~ beim vierten Male ~ war der verzweifelnde Nganaoa endlich erfolgreich mit dem Versprechen, alle Meeresungeheuer zu vernichten, welche ihren Weg beunruhigen würden. Rata bedachte klüglich, daß er vollständig vergessen hatte, sich gegen solche Notfälle vorzusehen, darum wurde dem Nganaoa, der so erfinderisch in Hilfsmitteln war, erlaubt, aus seiner Kalebasse hervorzukommen und an der Spitze des Kanus bewaffnet seinen Platz einzunehmen als Lug-aus für Seeungeheuer.

Geschwind und in gleichmäßiger Fahrt eilten sie mit gutem Winde über das Meer auf der Suche nach neuen Ländern. Eines Tages schrie Nganaoa: „O Rata,

213488

ein schrecklicher Feind greift uns an!" ~ Eine offene Muschel von furchterregendem Umfange hatte sich ihnen genähert. Die eine ihrer Schalen umfaßte die Spitze und die andere das Hinterteil des Schiffes, sodaß das Kanu und alles, was darauf war, dazwischen lag und in größter Gefahr schwebte, im nächsten Augenblick von dem schrecklichen Untier zermalmt zu werden, wenn es plötzlich seinen riesigen Mund schloß. Aber Nganaoa war gerüstet. Er ergriff seine lange Lanze und trieb sie schnell in den Leib des Tieres, sodaß der Zweischaler, anstatt sie alle zu verschlingen, augenblicklich in der Tiefe des Ozeans versank.

Der furchtbaren Gefahr entronnen, fuhren die Abenteurer rüstig ihres Weges weiter. Aber schon nach kurzer Zeit wurde die Stimme des immer wachsamen Nganaoa wieder gehört: „O Rata, dort kommt ein schrecklicher Feind aus den Tiefen des Meeres hervor!" ~ O Schrecken! ~ Ein Tintenfisch von ungeheuerer Größe nahte sich. Schon umschlossen seine riesigen Fangarme das Fahrzeug in eiserner Umarmung und drohten, es zu vernichten. In diesem Augenblick höchster Gefahr griff Nganaoa wieder nach seiner Lanze und trieb sie furchtlos durch den Kopf des Tintenfisches. Die Fangarme erschlafften nun langsam, und das tote Ungeheuer wurde auf der Oberfläche des Meeres fortgetrieben von den Wellen.

Wieder setzten die Gefährten ihre Reise fort, aber sie sollten noch eine größere Gefahr zu bestehen haben. Eines Tages ertönte der Ruf des braven Nganaoa plötzlich: „O Rata, ein großer Walfisch!" ~ Der riesige Rachen war weit aufgesperrt, das Boot mit allen seinen Insassen glitt schon hinein und war in höchster Gefahr, von dem Ungeheuer verschluckt zu werden, da brach Nganaoa, der Unerschrockene, seine lange Lanze schnell in zwei Stücke und ~ als der Walfisch das Boot gerade in seinem Rachen verschwinden lassen wollte ~ pflanzte ihm Nganaoa hurtig die beiden Pfähle zwischen die Kiefer, sodaß es dem Ungeheuer nicht möglich war, sie zu schließen. Dann sprang Nganaoa furchtlos hinab in den Rachen des großen Walfisches und lugte hinunter in den Magen. Und siehe da! Dort sah er seine lange verlorenen Eltern Tairitokerau und Vāiaroa, welche beim Fischen von diesem Ungeheuer der Tiefe lebendig verschluckt worden waren. So war also das Orakel erfüllt, und die Reise erfolgreich gewesen.

Die Eltern Nganaoas, die gerade fleißig mit dem Flechten von Stricken beschäftigt waren, freuten sich sehr, als sie ihren Sohn erblickten, denn nun wußten sie, daß ihre Befreiung nahe war. Während Nganaoa seinen alten Eltern vorsichtig heraushalf

aus ihrem Gefängnisse, beschloß er zornerfüllt, volle Rache zu nehmen an dem Walfisch. Er zog einen der Pfähle, mit denen er ihm das Maul aufgesperrt hatte, wieder aus, da der zurückbleibende noch genügte, um das Ungeheuer daran zu hindern, ihn und seine Eltern einzuschließen in das lebende Grab des fürchterlichen Rachens. Er zerbrach den Pfahl in zwei Hälften und verwandelte ihn dadurch in Feuerreiber. Dann bat er seinen Vater, den unteren Feuerreiber fest zu halten, während er mit dem oberen unverdrossen arbeitete, bis endlich das Feuer rauchte. Bald hatte er es zur Flamme aufgeblasen und führte sein grausames Rachewerk aus, die fettigen Teile des Walfischmagens damit in Brand setzend. Das Ungeheuer wand sich im Todeskampf und suchte Hilfe, indem es an das nächste Land schwamm, wo Vater, Mutter und Sohn ruhig durch das offene Maul des gestrandeten und sterbenden Walfisches hinaus gingen an die sandige Küste. Das Eiland aber, wo sie gelandet waren, hieß: Iti-te-mărama, d. i. Mondschein. Hier wurde das Kanu Ratas auf den Strand gezogen, und alle lebten eine Zeitlang in Sorglosigkeit dahin. Sie erfrischten sich täglich mit Früchten und Fischen, die sie dort reichlich fanden und schmückten ihre Körper mit süßduftenden Blumen. – Schließlich aber ergriff sie das Heimweh nach dem Lande ihrer Geburt in Avaïki, und sie beschlossen zurückzukehren. Das Kanu wurde instandgesetzt und in See gebracht, Lebensmittel und Wasser wurden eingenommen, das große Mattensegel wurde aufgesetzt und zuletzt fuhr der brave Seefahrer Rata mit seinen wackeren Gefährten und den mühevoll erretteten Eltern von Nganaoa wieder ab. Nach vielen Tagen – aber ohne jede Gefahr – erreichten sie wieder ihre Heimat im Lande des Sonnenunterganges.

31. Die Geschichte der schönen Hinemoa.

Hinemoa war die Tochter eines alten Häuptlings mit Namen Umukaria, welcher in Owhata an der Küste des Sees Rotorua lebte. Der Ruhm ihrer großen Schönheit war weit verbreitet im Lande, und ihre Familie war sehr stolz auf sie. Ihr Vater machte sie zu einer „puhi", d. i. ein Mädchen von hohem Rang, und er wollte sie nur einem sehr vornehmen Manne zur Frau geben.

Auf der Insel Mokoia inmitten des Sees von Rotorua lebte zur selben Zeit auch ein alter Häuptling mit Namen Whakane, der hatte viele Söhne und Töchter. Er hatte aber auch einen unehelichen Sohn, Tutanekai, welchen er sehr liebte.

Einmal in jedem Jahre war eine große Zusammenkunft aller Maori, die am Rotorua-See wohnten, in Owhata, um gemeinschaftliche Angelegenheiten zu besprechen, und bei diesen Versammlungen trafen sich Hinemoa und Tutanekai und entbrannten heimlich in heißer Liebe zu einander. ~ Die älteren Brüder Tutanekais bewarben sich eifrig um die Hand des wunderschönen Mädchens, aber keiner konnte sie erlangen.

Einmal war Tutanekai bei einem der Zusammentreffen nicht mitgekommen nach Owhata, aber er dachte oft an das Mädchen seiner Liebe, und abends ging er ~ begleitet von seinem Freunde Tiki ~ auf eine Anhöhe, genannt Kaiwaka, die hinter seinem Hause lag, und spielte dort die „Koauau", d. i. Flöte, deren liebliche Töne von einem sanften Winde hin über den See getragen wurden an das Ohr der Liebsten, der schönen Hinemoa.

Ihre Leute, die sie jeden Abend wieder den Klängen der Flöte lauschen sahen, fürchteten, sie könne auf den Gedanken kommen, nach der Insel hinüberzupaddeln und schleppten immer, wenn die Dämmerung kam, alle Kanus an Land, wo sie sie fest verknoteten. ~ Eines Abends, als Hinemoa wieder auf die wohlvertrauten Klänge lauschte, fühlte sie, daß sie das Leben ohne ihren Liebsten nicht länger ertragen könne, und sie beschloß, zu ihm hinüber zu schwimmen. Sie sagte zu ihren Eltern, sie wolle zu dem „Whare-tapere" gehen, einem Hause, wo die jungen Leute ihre Spiele hatten, aber statt daß sie dorthin ging, wandte sie sich nach dem Kochhause. Dort ergriff sie zwei Kalebassen, verstopfte deren Öffnungen und nahm sie mit hinunter an den See. Auf einem Felsen, Iriirikapua genannt, legte sie ihre Mattenkleider ab, nahm unter jeden Arm eine Kalebasse, und schwamm in den See hinein. Ihres Liebsten Musik diente ihr als Führer auf der Reise in der Dunkelheit der Nacht. Auf halbem Wege kam sie an einen Baumstumpf, genannt Hinewhata; dieser wurde von ihrem Bruder Wahiao benutzt, um daran sein Tau festzubinden, wenn er Toitoi und Kouras (kleine Fische) fing. Hier rastete Hinemoa eine Weile, um neue Kräfte zu sammeln, und schwamm dann weiter, bis sie an der Insel ankam. Nur durch eine schmale Felsbank vom See geschieden, ist an der Stelle, wo Hinemoa die Insel erreichte, eine warme Quelle mit Namen Waikimihia, jetzt genannt Hinemoas Bad. Sie fühlte die Wärme des Wassers, und da sie vor Frost und Anstrengung zitterte, stieg sie gleich hinein, um sich im warmen Bade zu erholen. ~ Dort überdachte sie, was sie nun tun solle,

denn sie hatte keine Kleider und wußte nicht, wie sie eine Botschaft an Tutanekai gelangen lassen könne.

In dieser Zeit ereignete es sich, daß Tutanekai großen Durst verspürte und seinen Freund Tiki mit einer Kalebasse nach etwas Wasser aussandte. Tiki mußte an dem Bade vorbei gehen, um den Trunk zu bekommen, und auf seinem Heimwege fragte ihn Hinemoa mit ganz tiefer Stimme, für wen das Wasser sein solle. Er antwortete: „Für Tutanekai." Da bat sie ihn um einen Trunk, aber anstatt zu trinken, zerbrach sie die Kalebasse. Tiki ging schnell zu Tutanekai zurück und erzählte ihm alles. Der wurde sehr ärgerlich und sandte Tiki noch einmal zum Wasserholen aus mit einer anderen Kalebasse, doch Hinemoa brach auch diese entzwei. Als Tutanekai dieses hörte, wurde er so aufgebracht, daß er sofort aufstand und Krieger aufbieten ließ, um den Mann zu bekämpfen, der es wagte, ihn so zu beleidigen. ~ Er tastete in der Dunkelheit der Nacht überall an den Ufern des Bades umher und rief laut nach dem Manne, welcher ihn beschimpft hatte. Zuletzt fühlte er unter einer vorragenden Felsecke einen Haarschopf und zog seinen vermeintlichen Feind daran hervor. Aber ~ siehe da ~ anstatt einen Feind zu finden, war es das Mädchen seiner Liebe. Und er hüllte die Nackte zärtlich in seine Kleider und führte sie in sein Haus.

Am nächsten Morgen konnte Whakane nicht begreifen, warum Tutanekai sich beim Frühstück verspätete, der sonst immer der pünktlichste seiner Söhne war. Tupa ging hin, um ihren Bruder zu suchen, und fand Hinemoa bei ihm. Die Neuigkeit von der Anwesenheit Hinemoas verbreitete sich bald. Tutanekais ältere Brüder wollten erst nicht daran glauben, denn sie waren sehr eifersüchtig, als sie aber über den See nach Owhata blickten und viele Kanus von dort her kommen sahen, wußten sie, daß das Gerücht wahr sei. Jetzt erwarteten sie Krieg, aber statt dessen wurde Frieden gemacht, und Hinemoa und Tutanekai lebten glücklich miteinander ihr ganzes Leben lang. Ihre Nachkommen leben noch heute in Rotorua.

Tiki aber, der Freund Tutanekais, ging nach diesen Ereignissen ärgerlich von ihm fort in die Einsamkeit. Tutanekai grämte sich viel um seinen Freund und er bat seinen Vater, ihm seine Schwester Tupa zur Frau zu geben. So wurde Tupa die Frau Tikis, und beide lebten fröhlich zusammen mit dem jungen Paare: Hinemoa und Tutanekai.

32. Abenteuerliche Fahrt nach der Heiligen Insel.

Die einzige Tochter von Vaitooringa und Ngaetua war Ina, die Schwester von Tangikuku und Rupe. Inas Eltern waren die wohlhabendsten Leute im Lande Nukutere. Sie waren weit und breit bekannt wegen ihres herrlichen Brustschmuckes, ihrer kunstreich geflochtenen Haare, ihrer kostbaren Armringe aus weißer Muschelschale und ~ schöner noch als alles dieses ~ wegen eines prachtvollen Kopfputzes aus scharlachroten und schwarzen Federn mit einem Stirnbande aus Beeren von glänzendstem Rot.

Eines Tages in der Frühe mußten die Eltern fortgehen und ~ zum ersten Male ~ Ina die Sorge für ihr Heim überlassen. Die Mutter trug ihr auf, alle Schätze des Hauses hinaus an die Luft zu bringen, aber wenn die Sonne sich bewölkte, solle sie dieselben ohne Zögern ins Haus zurücktragen. Denn Ngaetua wußte wohl, daß der Erzdieb Ngana sich im strahlenden Sonnenlicht nicht erkühnen würde, zu kommen, aber an einem dunklen, wolkigen Tage würde dieser neidische Feind nicht versäumen, sein Glück zu versuchen.

Die Sonne schien hellstrahlend, nicht eine Wolke war zu sehen. ~ Die gehorsame Ina breitete sorgfältig alle Schätze aus auf einem Stück von reinster, weißester Tapa. Aber der Erzfeind Ngana war auf der Lauer. Behutsam und leise schlich er sich durch das benachbarte Gebüsch, um sich einen guten Ueberblick über alle diese vielbegehrten Gegenstände zu verschaffen. Er sprach sogleich eine Beschwörung, sodaß die Sonne ganz plötzlich verdunkelt wurde. ~ Dann kam er furchtlos aus dem Dickicht hervor und wollte die langerwünschten Zierate ergreifen. Aber Ina war schneller als er, und sein Vorhaben gelang ihm nicht. Nun bat Ngana sie mit gemacht liebenswürdiger Harmlosigkeit um die Erlaubnis, die verschiedenen Zierate zu betrachten und zu probieren; Ina möchte dann prüfen, wie er darin aussehen würde. Ina war aber sehr mißtrauisch und schlug es ihm schroff ab. Indessen der gewandte und schlaue Ngana wandte alle seine Ueberredungskünste auf, und schließlich konnte das unerfahrene Mädchen nicht mehr widerstehen und ließ sich betören. Sie erlaubte ihm, im Innern des Hauses einige von den Schmuckstücken anzulegen. Um jeder Möglichkeit, daß er etwas von diesen Schätzen entwende, vorzubeugen, schloß sie die Türen dicht zu. Der verschmitzte Ngana bekleidete sich nun mit den prachtvollen Zieraten, nur den Kopfschmuck hielt Ina noch immer

fest in ihren Händen. Ngana überredete sie endlich mit schmeichlerischen Worten, ihn auch diesen probieren zu lassen, und als er nun im stolzen Schmuck von Inas Eltern prangte, begann er vor Wonne zu tanzen. Er tanzte im Kreislauf in der Hütte herum, Runde auf Runde, immer in der Hoffnung, eine Oeffnung zu finden, durch die er mit seinem Raube entschlüpfen könnte. Endlich erspähte er ein kleines Loch an der Giebelseite, wenige Zoll groß, durch welches er mit einem einzigen Sprung entfloh und mit seiner Beute verschwand auf Nimmerwiedersehen. – Ina, die sich an dem Tanze ihres Gastes sehr ergötzt hatte, geriet in äußerste Verzweiflung, als der listige Ngana ihr auf seiner eiligen Flucht noch die Worte zurief:

„Schön-Ina, laß Dich nicht betören,
Wenn Deine Ohren Schmeichlerworte hören!"

Inas Eltern kamen gleich darauf in größter Eile zurück. Sie hatten den Erzdieb triumphierend und stolz das Himmelsgewölbe passieren sehen in prächtigem Schmucke, und sie fürchteten, daß nicht alles in Ordnung sei mit ihren Schätzen. Und richtig – sie fanden Ina in tränenvoller Verzweiflung und fragten sie, warum sie weine. Die Unglückliche antwortete: „Eure auserlesensten Schätze sind fort!" – „Aber ist denn nichts mehr da? Ist denn alles fort?" fragten die Eltern entsetzt. – „Nichts, garnichts ist mehr da," sagte das trostlos weinende Mädchen. Die Mutter geriet in rasende Wut, sie brach sich einen grünen Kokosnußzweig ab und zerschlug ihn in Stücke auf dem Rücken des unglücklichen Mädchens. Wieder und wieder holte Ngaetua neue Kokosnußzweige und peitschte Ina unerbittlich. Dann begann auch der Vater Ina zu züchtigen, bis plötzlich ein göttlicher Geist in sie fuhr und mit einer seltsamen Stimme aus ihr sprach:

„Heilig bin ich, rührt mich nicht an!
Gott Tinirau nur darf mich strafen.
Die „Heilige Insel" ist mein Ziel."

Da ließ der Vater ab, sie zu schlagen. Inas jüngerer Bruder Rupe aber weinte bitterlich über seine geliebte Schwester.

Nicht lange währte es, da erhob sich Ina, als ob sie ein wenig umherschlendern wolle. Aber kaum war sie den Blicken der Eltern entwischt, als sie so geschwind ihre Beine sie tragen wollten, nach der sandigen Küste rannte. Nicht weit davon traf sie ihren älteren Bruder Tangikuku, der vom Fischen zurückkam und sie natürlich fragte, wohin sie ginge. Sie gab ihm eine ausweichende Antwort, und in der

Furcht, daß er den Eltern von ihrer Flucht berichten könne, ergriff sie plötzlich seine Bambus-Fischrute, zerbrach sie mit ihrem Fuß und erwählte einen der scharfen Splitter als Messer. Dann sprach sie zu ihrem Bruder: „Steck Deine Zunge heraus!" – und schnitt ihm ohne Zögern die Spitze derselben ab. Der unglückliche Tangikuku vermochte nicht zu sprechen, das aber war es, was Ina gewollt hatte. Nun war sie gewiß, daß er das Geheimnis ihrer plötzlichen Abreise nicht verraten würde. Sie küßte ihren verstümmelten Bruder und eilte an den Strand, wo sie lange und sehnsüchtig nach der sinkenden Sonne blickte, in welcher Richtung die „Heilige Insel" liegt.

Als sie noch über den Weg, den sie nehmen mußte, nachdachte, bemerkte sie zu ihren Füßen den kleinen Fisch Avini. Sie wußte, daß alle Fische Untertanen des königlichen Tinirau sind, und redete den kleinen Avini, der neugierig nach dem trostlosen Mädchen herüberblickte, also an:

„Ah, kleiner Fisch, bist Du der die Küsten liebende Avini?
Ah, kleiner Fisch, bist Du der das Meer liebende Avini?
Komm, trage mich auf Deinem schlanken Rücken
Zu meinem königlichen Gatten Tinirau,
Mit ihm in seinem Land zu leben."

Der kleine Fisch berührte als Zeichen seiner Zustimmung ihre Füße, und Ina stieg auf seinen schmalen Rücken. Aber der Avini war erst halbwegs an den Rand des Riffes gelangt, da überschlug er sich schon; er war gänzlich unfähig, eine so große Last länger zu tragen und ließ Ina in das seichte Wasser fallen. Aergerlich über dieses unfreiwillige Bad, schlug sie den Avini mehrere Male heftig, daher stammen die schönen blauen Streifen an den Seiten dieses Fisches, die auch alle seine Nachkommen tragen. Man nennt sie bis auf den heutigen Tag: „Die von Ina Tätowierten".

Das enttäuschte Mädchen kehrte an den sandigen Strand zurück, um zu überdenken, wie es die Ueberfahrt bewerkstelligen könnte. Da kam ein Fisch, der Paoro heißt, und größer ist als der Avini, und näherte sich Ina. Die zukünftige Braut des Gottes Tinirau redete den Fisch gerade so an wie den kleinen Avini, und dann begann sie auf seinem Rücken sitzend zum zweiten Male ihre Reise. Aber auch der Paoro war nicht imstande, die Last lange zu tragen, und er schwamm, Ina ins Wasser fallen lassend, eiligst davon. Ina hatte gerade noch Zeit, dem Paoro in

ihrem Aerger einen heftigen Schlag zu versetzen, daher bekam er die schönen blauen Zeichen, die auch heute noch der besondere Ruhm aller Paoros sind.

Das nächste Mal versuchte Ina es mit dem Fisch Api, aber wieder war es vergeblich. Sie strafte den Fisch, welcher ursprünglich weiß war, indem sie seine Farbe in ein tiefes Schwarz verwandelte zum Zeichen ihres Unwillens bei ihrem dritten unfreiwilligen Bade.

Schließlich versuchte sie die Fahrt auf dem Rücken der Scholle und wurde auch glücklich bis in die Brandung getragen, doch da ereilte sie ein vierter Unfall. Wild vor Wut stampfte das Mädchen auf den Kopf des unglücklichen Fisches mit solcher Kraft, daß das untere Auge bis an die Oberseite drang. Daher kommt es, daß die Schollen ~ unähnlich den anderen Fischen ~ noch heute gezwungen sind, flach zu schwimmen, weil eine Seite ihres Gesichtes kein Auge mehr hat.

Bald darauf kam am Rande des Meeres ein Haifisch in Sicht. Als Ina ihn mit ähnlichen Worten wie die anderen Fische anredete, legte sich zu ihrer großen Freude der ungeheure Fisch zu ihren Füßen hin, und sie stieg triumphierend auf seinen breiten, kräftigen Rücken, in jeder Hand eine Kokosnuß als Nahrung für die Reise tragend. Halbwegs auf ihrem gefahrvollen Wege nach der „Heiligen Insel" wurde Ina sehr vom Durst geplagt und klagte es dem Haifisch. Der hilfsbereite Fisch richtete sogleich seine zackige Rückenflosse auf, an welcher Ina nun leicht eine ihrer Nüsse öffnen konnte. Nach einiger Zeit wurde sie wieder durstig und bat wieder den Hai um Hilfe. Dieses Mal erhob er den Kopf, und Ina zerschlug die harte Schale der Nuß an seiner Stirn. Der Haifisch, betäubt von dem heftigen Schmerz des Schlages, tauchte in die Tiefe des Meeres und überließ es dem Mädchen, zu schwimmen, so gut es konnte. Seit dieser Zeit ist auf der Stirn aller Haifische eine rundliche Beule, und man nennt sie heute noch: „Ina's Schlag".

Ina war schon ganz erschöpft vom Kampfe mit den Wellen, als ihr ein Retter erschien. Es war der König der Haifische: Tekea der Große, der sie auf seinen geräumigen Rücken nahm, sodaß sie die Reise fortsetzen konnte. Bald erspähte sie in der Ferne etwas, was ihr acht sich rasch nähernde Kanus zu sein schienen. Zu ihrem großen Schrecken erkannte sie aber danach, daß es acht große Haifische waren, die sie verfolgten und gierig schnappend auf sie einstürmten. Da schrie sie in Todesangst: „O Tekea! O Tekea!" ~ „Was ist?" fragte der Hai, der sie trug. ~ „Sieh die Fische!" sagte das Mädchen. ~ „Wie viele sind es?" ~ „Acht", antwortete

Ina zitternd. Da sprach ihr Beschützer: „Sage zu ihnen: Geht fort, oder Tekea der Große wird Euch in Stücke reißen!“

Sobald Ina diese Worte gesprochen hatte, schwammen die acht ungeheueren Haifische davon, und Ina setzte ihre abenteuerliche Reise fort. Aber noch eine andere Gefahr drohte ihr: was ihr abermals aus der Ferne zuerst eine Flotte von zehn friedlichen Kanus zu sein schien, das erwies sich zu ihrem Entsetzen als eine Schar von zehn gefräßigen Grundhaien, die von den Küsten der „Heiligen Insel“ herbeigeeilt waren, um Ina zu verschlingen. Aber auch diese Ungeheuer vermochten ihr nichts anzuhaben und mußten vor dem König der Haifische entfliehen. ~ Schließlich erreichte das tapfere Mädchen die langersehnte „Heilige Insel“, und Tekea der Große kehrte wieder in sein Heim in der Mitte des Meeres zurück.

Als Ina ans Land gegangen war und behutsam ihre neue Heimat überschaute, erstaunte sie über die vielen Salzwasserteiche, welche überall zu sehen und mit allen Arten von Fischen angefüllt waren. Sie gewahrte bald Tiniraus Wohnsitz und fand auch dort einen großen Fischteich. Aber sonderbarerweise war der Bewohner nirgends zu sehen. In einem anderen Teile des Hauses entdeckte sie eine große hölzerne Trommel und auch Schlägel dabei. Sie freute sich darüber und verspürte sogleich Lust, ihre Kunstfertigkeit zu probieren. Ganz leise begann sie zu trommeln, da ~ o Wunder ~ erfüllten wunderbare Klänge das ganze Land. Sie drangen sogar bis „Pa-enoua-kore“, d. h. Nirgend-Land, wo der Gott Tinirau sich an diesem Tage aufhielt. Der König aller Fische kehrte sofort zu seiner Wohninsel zurück, um zu sehen, wer seine große Trommel berührt habe. Ina sah ihn kommen und versteckte sich schnell hinter einem Vorhang. Tinirau trat ein und fand Trommel und Schlägel in Ordnung, konnte aber die schöne Trommlerin nirgends entdecken. Er verließ darum das Haus wieder und war bereits auf dem Rückwege, als Ina, die nicht gern einen so vornehmen Ehemann verlieren wollte, wieder die wunderbare Trommel schlug. Tinirau kam noch einmal zurück, und jetzt entdeckte er das errötende Mädchen und machte es zu seinem geliebten Weibe. Ina wußte nun, daß es die Macht Tiniraus gewesen war, welche sie mit dem göttlichen Geist erfüllt und in allen Gefahren beschützt hatte auf ihrer Reise.

Nach einiger Zeit schenkte Ina ihrem Gatten einen Sohn, den berühmten Koromau-ariki, gewöhnlich Koro genannt. Sie hatte auch noch eine Tochter mit Namen Ature.

Der jüngere Bruder Inas, Rupe, hatte oft den Wunsch, seine Schwester, die schon so lange verschwunden war, wiederzusehen, und er bat einen hübschen Karaurau (Hänfling) freundlich, ihm seine Gestalt zu leihen, damit er seine Schwester aufsuchen könne. Der Vogel willigte ein und Rupe flog in Hänflingsgestalt weithin über das tiefe, blaue Meer auf der Suche nach der „Heiligen Insel", der Heimat seiner geliebten Schwester.

Eines Morgens nun sah Ina auf einem Busch nahe an ihrem Hause einen hübschen Hänfling sitzen. Er war von jener Art, die es in ihrer früheren Heimat gab, und sie betrachtete das Tierchen mit Wohlgefallen, da ~ plötzlich ~ verwandelte sich der Vogel in eine menschliche Gestalt. ~ O Freude, es war ihr geliebter Bruder Rupe! ~ Die Wiedersehensfreude der Geschwister war groß, aber als Rupe sich von Inas und der Ihrigen Wohlergehen überzeugt hatte, da eilte er zu seinen Eltern zurück, um ihnen die gute Botschaft zu bringen. Die alten Eltern waren überglücklich, als sie von der schmerzlich vermißten Tochter, um die sie sich so lange gegrämt hatten, so viel Gutes hörten. Sie veranstalteten ein großes Fest und bereiteten die feinsten Stoffe vor zum Geschenk für Ina und ihre Kinder. Mutter und Sohn liehen sich die Gestalt zweier dienstbereiter Häntlinge und flogen ~ beladen mit all den guten Dingen ~ über das Meer nach der „Heiligen Insel". Mutter und Tochter umarmten sich zärtlich bei ihrem Wiedersehen, alles Vergangene war vergeben. Tinirau gab drei Tage lang große Festlichkeiten zu Ehren der Gäste und dann flogen diese wieder über das Meer in ihre Heimat zurück. Ina aber blieb auf der „Heiligen Insel" in glücklichster Ehe vereint mit Tinirau, dem König der Fische.

IN DER GLEICHEN SCHRIFTENREIHE ERSCHIENEN:

KULTUREN DER ERDE · BILDERWERKE

BD. I REICH DER INKA .. .. E. Fuhrmann
II PERU. KERAMIK .. .. E. Fuhrmann
IV CHINA I, DAS LAND DER MITTE .. .. E. Fuhrmann
V CHINA II, TEMPELBAU UND LOCHAN .. .. .. Dr. B. Melchers
VI AFRIKA I, VORGESCHICHTE D. HIEROGLYPHEN E. Fuhrmann
X FELSBILDER VON OST-GOTLAND .. .. A. Nordén, Norrköping
XI MEXIKO I BILDERHANDSCHRIFTEN .. .. Dr. Th. W. Danzel
XII MEXIKO II .. .. Dr. Th. W. Danzel
XIII MEXIKO III .. .. E. Fuhrmann
XIV NEU-GUINEA .. .. E. Fuhrmann
XV MUDRAS .. .. Tyra Kleen und de Kat Angelino
XVII AFRIKA II, FERNANDO POO .. .. Günther Tessmann
XIX INSCHRIFTEN VOM SINAI .. .. Prof. Dr. Grimme
XXII TLINKIT- UND HAIDA-INDIANER .. .. E. Fuhrmann

KULTUREN DER ERDE · TEXTWERKE

ATHARWAWEDA .. .. Übers. Fr. Rückert. Herausgeg. Dr. Kreyenborg
BUDDHACARITAM .. .. Übers. Prof. Dr. Richard Schmidt
MILARASPA. TIBET-DICHTUNG .. .. .. Übers. Prof. Berthold Laufer
TIBETANISCHE HOCHZEITSLIEDER .. .. Übers. Dr. H. Francke

IM FOLKWANG-VERLAG GMBH

DARMSTADT-HAGEN-GOTHA

werden im Sommer 1923 vorliegen aus den

KULTUREN DER ERDE

EUROPA

SCHWEDISCHE FELSBILDER VON BOHUSLÄN 12.50 .. E. Fuhrmann
OSTGOTISCHE FELSBILDER 20.— .. Arthur Nordén
SPITZBERGEN (dies Werk enthält keine antike Kultur) .. Prof. Miethe
DAS CHORGESTÜHL IM MITTELALTER .. Wilh. Fraenger
SCHWESTER HADEWYCH. BRIEFE UND VISIONEN 9.— .. Übers. Dr. Plassmann
DIE FRANZÖSISCHE SPRACHE EIN DEUTSCHER DIALEKT 8.— .. E. Fuhrmann

ASIEN

SIAM I-III etwa je 15.— .. Karl Döhring
INDIEN I-V etwa je 15.— .. H. v. Glasenapp
JAVA 10.— .. Karl With
BALI 15.— .. Gregor Krause und Karl With
DIE MUDRA'S AUF BALI 12.50 .. Tyra de Kleen und de Kat Angelino
ATHARWAWEDA .. Übers. Fr. Rückert. Herausgeg. Dr. Kreyenborg
BUDDHACARITAM 6.— .. Übers. Prof. Dr. Richard Schmidt
TIBET I. MILARASPA 9.— .. Übers. Prof. Berthold Laufer
TIBET II. HOCHZEITSLIEDER 12.50 .. Übers. Dr. H. Francke
CHINA I. DAS LAND DER MITTE 15.— .. E. Fuhrmann
CHINA II. TEMPELBAU UND LOCHAN 15.— .. Dr. B. Melchers
SINAI-INSCHRIFTEN etwa 15.— .. Prof. Grimme
PERSIEN I (Churâsân) .. Dr. Ernst Diez
CELEBES .. Prof. Grubauer
JAPANISCHER FALKENTRAKTAT .. Dr. Jungklaus

AUSTRALIEN

NEU-GUINEA 10.— .. E. Fuhrmann
NEU-MECKLENBURG .. Prof. A. Kraemer
NEU-SEELAND. MÄRCHEN ca. 6.— .. Dr. Th. W. Danzel

AFRIKA

AFRIKA I. MIT DER VORGESCHICHTE DER HIEROGLYPHEN 12.50 .. E. Fuhrmann
AFRIKA II. FERNANDO POO 10.— .. Günther Tessmann

AMERIKA

PERU I. REICH DER INKA 10.— .. E. Fuhrmann
PERU II. KERAMIK 10.— .. E. Fuhrmann
MEXIKO I. BILDERHANDSCHRIFTEN 9.— .. Dr. Th. W. Danzel
MEXIKO II 9.— .. Dr. Th. W. Danzel
MEXIKO III 12.50 .. E. Fuhrmann
TLINKIT- UND HAIDA-INDIANER 10.— .. E. Fuhrmann

In dieser Schriftenreihe gibt der Verlag eine größere Folge von Werken heraus, in denen nach Möglichkeit die ganze Erde in einem neuen Licht dargestellt werden soll. - Die Werke sollen einerseits durch ein reiches Bildermaterial die künstlerischen Leistungen, andrerseits in den Texten die kultischen und religiösen Vorstellungen der Völker weiteren Kreisen bekannt machen.
Die Bücherreihe „KULTUREN DER ERDE" wird eine überaus wertvolle Bibliothek ergeben und wer einmal damit begonnen hat, diese Reihe zu erwerben, sollte sich kein Werk entgehen lassen.
Die Sammlung wird weiter fortgesetzt. Nähere Mitteilungen über die fertigen Erscheinungen in den FOLKWANG-HEFTEN. (Grundpreis —.50). In der Mehrzahl der Buchausgaben ist das reichhaltige Bildermaterial des FOLKWANG-ARCHIVS zur Verwertung gelangt.

DIE UNVERBINDLICHEN PREISANGABEN IN SCHWEIZER FRANKEN SIND FÜR DEUTSCHLAND ZU VERVIELFACHEN MIT DER GELDENTWERTUNGS-ZIFFER DER BUCHHÄNDLER (z. Zt. DER DRUCKLEGUNG 4000.) BESTELLUNGEN ERBETEN AN DEN FOLKWANG-VERLAG ABT. GOTHA.